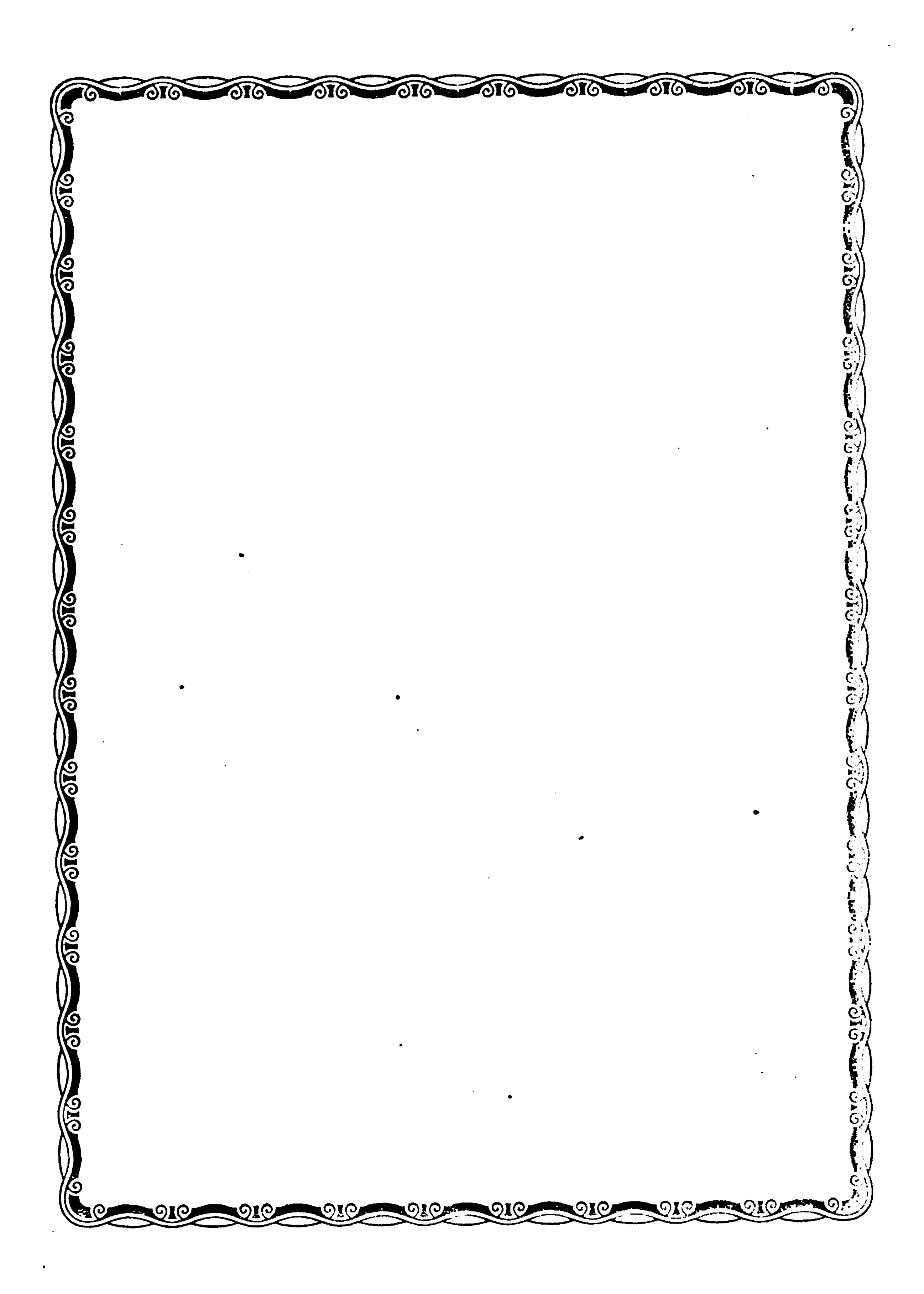
Deutsche Dichterhandschriften

Erster Band

Thomas Mann



Deutsche Dichterhandschriften

Herausgegeben von Dr. Hanns Martin Elster

Thomas Mann

Lehmannsche Verlagsbuchhandlung
(Lehmann & Schulze)
Dresden



Thomas Mann.

Dieses Buch wurde in der Lehmannschen Buchdruckerei in Dresden gedruckt und gebunden

Einleitung

Mit einer Autobiographie des Dichters

Was ich, schrieb Thomas Mann 1907 an die Redaktion des „Literarischen Echos", in Ihrem Spiegel erblicke, ist überraschend und anstößig, — ich gebe zu, daß es mir subjektiv nicht wenig behagt, bemerke aber ausdrücklich, daß ich es in einem höheren Sinne nicht zu billigen vermöchte.

Ich habe eine dunkle und schimpfliche Vergangenheit, so daß es mir außerordentlich peinlich ist, vor Ihrem Publikum davon zu sprechen. Erstens bin ich ein verkommener Gymnasiast. Nicht daß ich durchs Abiturientenexamen gefallen wäre, — es wäre Aufschneiderei, wollte ich das behaupten. Sondern ich bin überhaupt nicht bis Prima gelangt; ich war schon in Sekunda so alt wie der Westerwald. Faul, verstockt und voll liederlichen Hohns über das Ganze, verhaßt bei den Lehrern der altehrwürdigen Anstalt, ausgezeichneten Männern, die mir — mit vollem Recht, in voller Übereinstimmung mit aller Erfahrung, aller Wahrscheinlichkeit — den sicheren Untergang prophezeiten, und höchstens bei einigen Mitschülern auf Grund irgend einer schwer bestimmbaren Überlegenheit in ungewissem Ansehen: so saß ich die Jahre ab, bis man mir endlich — ich war fast neunzehn — einzig, um mich los zu werden, den Berechtigungsschein zum einjährigen Militärdienst ausstellte.

Ich entwich damit nach München, wohin nach dem Tode meines Vaters, der Inhaber einer Getreidefirma und Senator in Lübeck gewesen war, meine Mutter ihren Wohnsitz verlegt hatte; und da ich immerhin Anstand nahm, mich sofort und offenkundig dem Müßiggang zu überlassen, so trat ich, das Wort „vorläufig" im Herzen, als Volontär in die Bureaus einer Feuerversicherungsgesellschaft ein. Statt aber bestrebt zu sein, mich in die Geschäfte einzuarbeiten, hielt ich es für gut, auf meinem Drehsessel verstohlenerweise an einer erdichteten Erzählung zu schreiben, einer mit Versen untermischten Liebesgeschichte, die ich dann in einer umstürzlerisch gesinnten Monatsschrift zum Abdruck gelangen ließ und auf die ich mir wohl gar noch etwas zugute tat.

Ich verließ das Bureau, bevor man mich hinauswarf, gab an, Journalist werden zu wollen und hörte ein paar Semester lang an den Münchener Hochschulen in buntem und unersprießlichem Durcheinander historische, volkswirtschaftliche und schönwissenschaftliche Vorlesungen. Plötzlich jedoch, wie ein echter Vagabund, ließ ich alles liegen und ging ins Ausland, nach Rom, woselbst ich mich ein Jahr lang plan- und beschäftigungslos herumtrieb. Ich verbrachte meine Tage mit Schreiben und der Vertilgung jenes Lesestoffes, den man

den belletristischen nennt, und dem ein anständiger Mensch höchstens zur Zerstreuung in seinen Mußestunden sich zuwendet, — und meine Abende bei Punsch und Dominospiel. Ich besaß genau die Mittel, zu leben und unmäßig viel jener süßen Soldo-Zigaretten zu rauchen, die der italienische Staat verschleißt, und denen ich damals bis zur Völlerei ergeben war.

Gebräunt, mager und in ziemlich abgerissenem Zustande nach München zurückgekehrt, sah ich mich endlich genötigt, von meinem Berechtigungsschein zum freiwilligen Dienst Gebrauch zu machen. Wenn man aber zu vernehmen hofft, daß ich mich auf militärischem Gebiet irgendwie tauglicher erwiesen hätte, als auf anderen, so wird man enttäuscht werden. Schon nach einem Vierteljahr, noch vor Weihnachten, wurde ich mit schlichtem Abschied entlassen, da meine Füße sich nicht an jene ideale und männliche Gangart, die Parademarsch heißt, gewöhnen wollten, und ich beständig mit Sehnenscheidenentzündung daniederlag. Aber der Körper ist dem Geiste bis zu einem gewissen Grade unterworfen, und wenn die geringste Liebe zur Sache in mir gelebt hätte, so wäre das Leiden wohl zu bezwingen gewesen.

Genug, ich quittierte den Dienst und setzte in Zivilkleidern mein fahrlässiges Leben fort. Eine Zeitlang war ich Mitredakteur des „Simplizissimus", — man sieht, ich sank von Stufe zu Stufe. Ich ging in das vierte Jahrzehnt meines Lebens.

Und nun?

Und nun? Und heute? Ich hocke verglasten Blicks und einen wollenen Schal um den Hals mit anderen verlorenen Gesellen in einer Anarchistenkneipe? Ich liege in der Gosse, wie mir's gebührte?

Nein, Glanz umgibt mich. Nichts gleicht meinem Glücke. Ich bin vermählt, ich habe eine außerordentlich schöne junge Frau, — eine Prinzessin von einer Frau, wenn man mir glauben will, deren Vater königlicher Universitätsprofessor ist, und die ihrerseits das Abiturientenexamen gemacht hat, ohne deshalb auf mich herabzusehen, — sowie zwei blühende, zu den höchsten Hoffnungen berechtigende Kinder. Ich bin Herr einer großen Wohnung in feinster Lage mit elektrischem Licht und allem Komfort der Neuzeit; — ausgestattet mit den herrlichsten Möbeln, Teppichen und Kunstgemälden. Mein Hausstand ist reich bestellt, ich befehle drei stattlichen Dienstmädchen und einem schottischen Schäferhund, ich speise schon zum Morgentee Zuckerbrötchen und trage fast ausschließlich Lackstiefel. Was weiter? Ich unternehme Triumphreisen. Ich fahre in die Städte, eingeladen von schöngeistigen Gesellschaften, ich erscheine im Frack, und die Leute klatschen in die Hände, wenn ich nur auftrete. Ich war auch in meiner Vaterstadt. Der große Kasinosaal war vollständig ausverkauft, man überreichte mir einen Lorbeerkranz, und meine Mitbürger applaudierten. Überall zieht man die Brauen empor, wenn mein Name genannt wird, Leutnants und junge Damen bitten mich in den ehrerbietigsten Worten um ein Autogramm, und wenn ich morgen einen Orden erhalte, werde ich keine Miene verziehen.

Und wieso das alles? Wodurch? Wofür? Ich habe mich nicht geändert, nicht gebessert. Ich habe nur immer fortgefahren zu treiben, was ich schon als Ultimus trieb, nämlich zu träumen, Dichterbücher zu lesen und selbst dergleichen herzustellen. Dafür sitze ich nun in der Herrlichkeit. Aber ist das der folgerichtige Lohn meines Wandels? Sähen die Wächter meiner Jugend mich in meiner Pracht, sie müßten irre werden an allem, woran sie geglaubt.

Diejenigen, die meine Schriften durchblättert haben, werden sich erinnern, daß ich der Lebensform des Künstlers, des Dichters stets mit dem äußersten Mißtrauen gegenüberstand. In der Tat wird mein Erstaunen über die Ehren, welche die Gesellschaft dieser Spezies erweist, niemals enden. Ich weiß, was ein Dichter ist; denn bestätigtermaßen bin ich selber einer. Ein Dichter ist, kurz gesagt, ein auf allen Gebieten ernsthafter Tätigkeit unbedingt unbrauchbarer, nur einzig auf Allotria bedachter, dem Staate nicht nur nicht nützlicher, sondern sogar aufsässig gesinnter Kumpan, der nicht einmal sonderliche Verstandesgaben zu besitzen braucht, sondern so langsam und unscharfen Geistes zu sein mag, wie ich es immer gewesen bin, — übrigens ein innerlich kindischer, zur Ausschweifung geneigter und in jedem Betrachte anrüchiger Charlatan, der von der Gesellschaft nichts anderes sollte zu gewärtigen haben — und im Grunde auch nichts anderes gewärtigt — als stille Verachtung. Tatsache aber ist, daß die Gesellschaft diesem Menschenschlage die Möglichkeit gewährt, es in ihrer Mitte zu Ansehen und höchstem Wohlleben zu bringen.

Mir kann es recht sein; ich habe den Nutzen davon. Aber es ist nicht in der Ordnung. Es muß das Laster ermutigen und der Tugend ein Ärger sein.

Es läßt sich kaum eine bessere Einführung in Thomas Manns Wesen und Werk denken, als diese Autobiographie. Sie enthüllt den Gegensatz seiner inneren und äußeren Welt, der als Bekenntnis der Inhalt seines Schaffens wurde. Sie enthüllt den Gegensatz seiner Natur, geboren aus der Blut- und Rassenmischung seiner Herkunft. In seinen Adern eint sich feste norddeutsche Kultur und lockere, lose kreolische Leidenschaft. „Mein Vater, wissen Sie," äußerte sich der Dichter einmal, „war ein nordisches Temperament: betrachtsam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbestimmt exotischem Blut, schön, sinnlich, naiv, zugleich fahrlässig und leidenschaftlich und von einer impulsiven Liederlichkeit. Ganz ohne Zweifel war dies eine Mischung, die außerordentliche Möglichkeiten und außerordentliche Gefahren in sich schloß!" Die Möglichkeiten offenbarten sich als schöpferisches Künstlertum, die Gefahren als äußerster Skeptizismus, bei beiden Söhnen dieser Eltern: dem älteren Heinrich (geb. 1871) und dem jüngeren Thomas (geb. 1875). Bei jenem überwog in auffallend klarer Scheidung der romanische Bestandteil des Blutes, bei diesem der germanische. Thomas artete seinem Vater nach, ohne freilich in die kaufmännische Solidität seines Geschlechtes heimkehren zu können. Der Geist gewann Macht über ihn und der schaffende Instinkt. Damit war er dem bürgerlichen Leben verloren und dem Künstlertum anheimgegeben, ohne freilich ausschließlich diesem angehören zu können, sondern mit stets lebendigem Heimweh nach dem verlorenen einfachen, tatsächlichen Sein. Der Zwiespalt seines Daseins blieb: die Sehnsucht nach bürgerlicher Menschlichkeit, dem Erbe seiner Väter, aus der Problematik alles Künstlertums heraus zum Ethos der Wirklichkeitshingabe.

Von der ersten Zeile, die er schrieb, wurde sein Schaffen die Stimme dieser Sehnsucht. Sie vertiefte sich immer bedeutender. Sie wich aber nie aus dem Melodienkreis ihrer Schwermut, die sich um so lastender auf ihn niedersenkte, als das Künstlertum noch nicht einmal den Sinn des Lebens offenbarte, als der Glaube an das Künstlertum nicht fest werden

wollte. Daran hinderte die bürgerliche Menschlichkeit in seinem Innern. Das Ringen um Weltklarheit und -anschauung klammerte sich, der skeptischen Veranlagung gemäß, an Schopenhauer: die Welt, die schlechteste aller denkbaren Welten, ihr Ursprung ein blinder, vernunftloser Wille zum Leben; ihr Wesen Kampf, Schmerz, Leid, Elend, unendliche Enttäuschung, stetes Entsagen; das menschliche Leben, das Individuum etwas, was nicht sein soll, vom Willen zum Leben geboren, ein Fluch, eine urewige Schuld; das Ziel des Seins nur die Aufhebung des Willens zum Leben. Das Urleid des Daseins ward von der sensiblen Genialität des Jünglings im Kampf mit den bürgerlichen Mächten der Heimat als Lebensgesetz erlebt, nicht nur erkannt, und damit Unterströmung seiner Werke, bis in seine Auffassung vom Tode als dem Erlöser von der Qual dieses Daseins, bis in seine Stellung zur Musik hinein, die sich in so zahlreichen musikalischen Szenen seiner Werke kundgibt. Letzte Rettung vor der Gefahr, durch den Pessimismus erdrückt zu werden, brachte einzig der schaffende Instinkt, das Künstlertum. Es ward nicht im romantischen Lichte gesehen, sondern in der Beleuchtung des Psychologen, des Intellekts. Die Künstler sind für Mann, wie W. Alberts dem Dichter nachgezeichnet hat, „vor allem die Erkennenden, diejenigen, so wunderbar es klingt, die die Illusion des Lebens überwunden haben. Sie sind bis auf den Grund gedrungen und haben als das Wesen der Welt eben den Willen zum Leben erkannt, der sich in immer neuen Gestalten offenbart und ewig leidvoll ist. Sie sind die psychologisch Scharfsichtigen, deren Blick überall hinter dem glänzenden, betrügerischen Schein die furchtbare Wahrheit erkennt. Sie sehen den Fluch, der dem Individuum anhaftet, das Zwecklose, Lächerliche seines ganzen Treibens; ihr Beruf, ihre Kunst hat sie hellsehend gemacht und ihnen das Innere der Welt und alles letzte gezeigt, was hinter den Worten und Taten ist. Was sie aber sehen, ist dies: Komik und Elend — Komik und Elend." Diejenigen, die aber den Trug des Lebens durchschauen und nicht mehr den blinden Geboten des Willens zum Leben unterworfen sind, sind Einsame unter den Mitmenschen, sind mit dem Fluch und dem Leid des „Andersseins" als die Alltagsmenschen belastet und gelangen deshalb nie zum Glücksgefühl im Lebenszustand. Wohl gibt es eine Glücksmöglichkeit, aber nach Manns Anschauung nur unter denen, die „möglichst wenig von der Erkenntnis berührt, von des Gedankens Blässe angekränkelt sind, die das Leben stark, kräftig, mit naiver, ursprünglicher Sicherheit und Unbefangenheit führen." Nietzsche pries diese unbefangenen, unbewußt der Macht des Willens preisgegebenen, diese starken, gesunden, von keinem Verfall berührten Naturen als die wahrhaft glücklichen: die Herrenmenschen, das heroische Sein und Menschentum sind allein mit dem Leben einverstanden, um in höchster Intensität des Lebensgefühls die höchste Fruchtbarkeit aus dem Dasein zu ziehen. Freilich hat die bisherige Menschheitskultur nur dazu geführt, die Möglichkeit der Erschaffung des Herrenmenschen zu untergraben; sie hat auf steten Verfall hingearbeitet; um diese Dekadenz aufzuhalten, müssen alle Werte umgewertet werden. Thomas Mann schloß sich, von seinem pessimistisch bestimmten Erleben her veranlaßt, dieser Anschauung an. Und so offenbarte sich ihm das Leben ganz scharf als eine große Gegensätzlichkeit, wie er es persönlich täglich erfuhr. Aufsteigenden Lebensprozessen standen niedergehende gegenüber, den dem Willen unterworfenen, praktischen, skrupellosen, brutalen Tatsachenmenschen zarte empfindliche, leidende, verfeinerte Künstlernaturen, der Schönheit die

Häßlichkeit, der Gesundheit die Krankheit, der Jugend das Alter, „den Blonden, Blauäugigen, hellen Lebendigen“ die einsamen Grübler und Träumer. Der ewige Dualismus des Seins hatte seine Erklärung gefunden. Er aber wurzelte als Mensch in der einen Sphäre, als Künstler in der anderen; ihn zerriß der ewige Dualismus täglich neu. So unterliegt er heute noch dem gleichen Zwiespalt des Seins, ohne so wenig wie Flaubert Erlösung zu finden. Ihm bleibt die Qual des Lebens und die Qual des Schaffens als ewige Schwermut seines geheimsten Innern, und nur die Idylle gebärt hin und wieder eine Stunde des Ruhens, des einzig erreichbaren Glückes. Auf der einen Seite macht ihn ruhelos die innerlich gebotene Notwendigkeit des Schaffens: nach Wahrheit und Schönheit zu streben in der Form des Kunstwerks, das urpersönlich wirken soll, in der Wesensart des Künstlertums, das „gefühllos wie der Gott der Natur über den Dingen thronen“ und im Moment des Erlebens das Erleben sofort beobachten, kritisieren, verobjektivieren soll, nach dem Wort: „Hellsehen noch durch den Tränenschleier des Gefühls hindurch, erkennen, merken, beobachten und das Beobachtete lächelnd beiseite legen müssen noch in Augenblicken, wo Hände sich umschlingen, Lippen sich finden, wo des Menschen Blick, erblindet von Empfindung, sich bricht!“ — Auf der anderen Seite treibt seine Natur ihn, dies Hellsehen und Ausnutzen des Erlebens infam, niederträchtig, empörend zu finden und ewig die Sehnsucht in sich zu tragen: „Ach, einmal nur eine Nacht wie diese kein Künstler sein, sondern ein Mensch! Einmal dem Fluche entfliehen . . . einmal in treuherzigem und schlichtem Gefühl leben, lieben und loben! Einmal unter euch sein, in euch sein, ihr sein, ihr Lebendigen!“ Doch das Bewußtsein bleibt schwermutweckend: „es gibt keine Annäherung, keine Verständigung, keine Hoffnung!“

Dieser nie nachlassende Geistes- und Seelenkampf fand Wort in den Werken. Sie sind Bekenntnisse. Von Anfang an. Der neunzehnjährige Mitarbeiter von M. G. Conrads Münchener „Gesellschaft“ schloß sich zwar noch an die Naturalisten an und die erste Novelle „Gefallen“ folgte für die Einkleidungsform noch Maupassant. Aber schon der Dreiundzwanzigjährige fand mit den Novellen „Der kleine Herr Friedemann“ zum Eigenausdruck und zum Eigengehalt, zum Persönlichsten seines Wesens und Lebens: der Bewußtheit seines Künstlertums. Darauf war fortan seine gesamte Kraft eingestellt. Erkannt wurde: „die einzige Waffe, die der Reizbarkeit des Künstlers gegeben ist, um damit auf die Ereignisse und Erlebnisse zu reagieren, sich ihrer damit auf schöne Art zu erwehren, ist der Ausdruck, ist die Bezeichnung.“ Und „nicht die Gabe der Erfindung, sondern die der Beseelung macht den Dichter“. Beobachtung, Realismus sind nur Mittel, nicht Zweck, Symbolisierung des eigenen Innern — nach Hebbels schönem Worte — ist das Wesen aller großen Kunst. Diese Erkenntnis von der Beseelung hob die Gefahr, die jenes Wissen um den Wert des Wortes für alles künstlerische Schaffen in sich barg, auf: die Gefahr absoluten Ästhetentums, snobistischen Gehabes. Und Thomas Manns Wirklichkeitsnähe als Mensch, seine Sehnsucht nach dem Glück des nicht reflektierenden Menschen führte dazu, nicht einseitigem Artistentum zu verfallen, sondern die Hoheit der Liebe, den Wert aller Menschlichkeit anzuerkennen. Damit war der Weg zur Reife gegeben. Die Reife brachte die Erkenntnis, daß die Kunst für ihn nur ein Mittel sei, sein Leben ethisch zu erfüllen. Daß diese Erfüllung das ihm einzig mögliche

wohlabgemessene Glück darstelle. Auf diesem Wege lagen die Etappen der Entwickelung mit ihren Haltepunkten der Ironie, Satire und Karikatur, denen der Dichter nicht immer auswich. Aber wem ist allseitige Gerechtigkeit von Jugend auf gegeben? Soweit sie im Bereiche dieser Natur lag, ward sie gespendet.

Schon in den „Buddenbrooks". Dem Meisterwerk eines Sechsundzwanzigjährigen, der in dem „Verfall einer Familie" die Geschichte seines eigenen Hauses einer Idee unterwarf: der Idee, daß des Künstlers Lebensform untrennbar mit der Dekadenz verbunden und der Künstler als Mensch zum Leben unbrauchbar ist. Die „Buddenbrooks" wurden damit in mancher Hinsicht zu einer Entstehungsgeschichte des Künstlers. Aus vier Generationen wuchs das Künstlertum heraus: als es geboren, freilich in starkem individuellen Verfall, zweifelt man, ob man den Untergang des reichen, gesunden Patriziergeschlechts im heimatlichen Lübeck mehr beklagen oder sich über das Werden einer künstlerischen Kraft freuen soll? Sicheres Können bewältigte alle von dem Stoffe gebotenen Aufgaben. Sofort fiel die starke Fähigkeit auf, einen Charakter mit all seinen merkwürdigen Ausstrahlungen, Reibungen, Komplikationen von innen her zu erhellen. Großer Nuancenreichtum stand dem Dichter auf allen Gebieten zur Verfügung. Ein Vortrag, gemessen, ruhig, breit, fast chronikartig, doch voll innerer Musik, voll eines geheimen Rhythmus und voll feinster, geschmackvoll verwandter Kunstmittel, unter denen besonders die Verwendung leitmotivischer Ausdrücke für einzelne Figuren, Gesten, Bewegungen nach dem Vorgange von Dickens und Otto Ludwig, die Symbolik der Sprache, des sicher treffenden Wortes auffielen. Seltene Freude an der Prägnanz des Stils entzückte: es lag Weltmannsart in dieser klaren, doch nirgends aufdringlichen Ausdrucksweise, hanseatisches Patriziertum, alte Familienkultur mit all der Zurückhaltung nordischer Gotik, ohne jede romanische Prachtentfaltung und ohne jede Sucht, mehr zu scheinen, als die Sache gibt. Bei aller Ironie und Satire, bei aller im Blut liegenden Neigung zur Karikatur und Groteske, die jedoch nie die Grenzen der Vornehmheit überschritt, wurde sachlich charakterisiert und nur das Notwendige gegeben, nicht um zu idealisieren, sondern um anschaulich und drastisch zu wirken. Kühle Reserve wohnte neben heimlichem Behagen, spöttische Herzensneigung neben naiver Jugendfreude, beseelte Männlichkeit neben tief durchempfundener Menschlichkeit. An Th. Fontanes Art ward gemahnt. Das kompositorische Talent ordnete mühelos detailreiche Gruppen, so daß ein Kulturgemälde erstand, von der lebendigen Kraft eines unzerstörbaren Organismus: nicht ein „Roman", sondern ein Kunstwerk, das mit typischer Gültigkeit die überindividuellen Zusammenhänge und ihre Beziehungen zum Einzeldasein, das Heraustreten eines Individuums aus der kompakten Majorität der Familie, der Bürgerschaft, des Staates und sein Leben ihr gegenüber gestaltete. Thomas Manns Stellung war mit diesem Werk in der Gegenwartsliteratur bestimmt. Weil es gestaltet war wie Plastik, der Dauer zukommt, wenn auch nicht aus schöpferischer Fülle und quellendem Reichtum, so doch aus letzten menschlichen Tiefen. Jede neue Schöpfung wurde fortan mit Spannung erwartet; ihr Dichter ward zum Führer für die Epik der Zeit.

Seine Natur konnte nicht schnellfertiger Produktion anheimfallen. Restloses Verantwortungsgefühl für jedes Wort, das niedergeschrieben wurde, einte sich ererbter Gewissenhaftigkeit, peinlichstem künstlerischen Empfinden, vermehrte die Verpflichtung zum subtilsten

Fleiß, zu zähester Geduld, verlangsamte das Tempo des Fertigwerdens und erhöhte dauernd die peinvolle, ungeheure, vom Leben abtrennende Schaffensqual. Dieser Dichter war nicht ein Mann der Phantasie, sondern ein Mensch des wirklichen Lebens, er strebte nicht nach irgendwelchen Erfindungen, sondern nach tieferer Lebenserkenntnis und -offenbarung; stets Künstler und stets wahrhaftig zu sein, war sein Ziel, er strebte nach Wahrheit und Schönheit. Das ästhetische Problem vermählte sich ihm mit dem ethischen. Schon in den ein Jahr nach den „Buddenbrooks“ herausgegebenen Novellen „Tristan“ und in den drei Akten „Fiorenza“ von 1906, vollends aber im nächsten Roman „Königliche Hoheit“ (1909): Es war ein stetes Gerichtstaghalten über das eigene Ich: im „Tristan“ in besonders deutlicher Schärfe über einen „argen Teil“ seiner selbst, über jenes Ästhetentum, jene erstorbene Künstlichkeit, in der er selbst die Gefahr der Gefahren sah, mit der Gestalt des Detlef Spinell, zu der die Welt der gesunden Bürgerlichkeit sympathisch kontrastiert wurde, im „Tonio Kröger“ noch tiefer sich eingrabend in die subjektive Schaffens- und Lebensnot, mit dem offenen, einen Teil von Thomas Manns Wesen mit leiser Selbstironie enthüllenden Resultat: „Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar. Künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Extasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man irgend etwas außerordentliches und unmenschliches sei, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt.“ Im „Tobias Mindernickel“ und im „Weg zum Friedhof“ sammelte sich dies Gefühl des Verfluchtseins dann zum bitteren, grausamen Gelächter, zum Haß des vom Leben Ausgestoßenen, auf alles gesunde Leben und dessen Träger und im „Gladius dei“ zum Zweifel, ob Schönheit wirklich jenseits von Gut und Böse sei, ob das Prinzip des l'art pour l'art wirklich alleinigen Lebensinhalt bilden könne. Die drei durchaus episch gestalteten Akte der „Fiorenza“ wurden dann zum großartigen Kampf um den Inbegriff alles Lebens überhaupt. Bei nebensächlicher, unbedeutender Handlung und scharfer Zuspitzung des Geisteskampfes, mit Vorführung eines großen Ensembles des Renaissanceflorenz gestaltete der Dichter seine Weltanschauungslage: er focht für den ethischen Wert der ästhetischen Lebensanschauung nicht als Künstler, sondern als Mensch, und mußte den Streit unentschieden lassen, wenn auch Lorenzo Magnifico vor Savonorala im Werben um die üppig-schöne Fiore, die Inkarnation der Arnostadt, weichen muß. Ganz im Individuum sah Thomas Mann diesen Kampf begründet. Wenn er unentschieden blieb, bedeutete es für ihn eine Not des individuellen Lebens: im nächsten Werk „Königliche Hoheit“ wurde sie zum Thema: „Die ausspielungsreiche Analyse des fürstlichen Daseins als eines formalen, unsachlichen, übersachlichen, mit einem Wort artistischen Daseins und die Erlösung der Hoheit durch die Liebe: das ist der Inhalt meines Romans, und voller Sympathie für jede Art „Sonderfall“, predigt er Menschlichkeit . . . In dem Schicksal meiner drei fürstlichen Geschwister Albrechts, Klaus Heinrichs und Dietlindens malt sich symbolisch die Krise des Individualismus, in der wir stehen, jene geistige Wendung zum Demokratischen, zur Gemeinsamkeit, zum Anschluß, zur Liebe, die stürmischer und vorbehaltloser in Heinrich Manns fast gleichzeitig erschienener Romandichtung: „Die kleine Stadt“

zum Ausdruck gelangt." Die sozialkritische Welt des Hofromans war hier nur Einkleidung zum Zweck des Bekenntnisses: wie des Prinzen sinnbildliche Existenz dem unmittelbaren Leben fernsteht, so auch die des Künstlers. Errettung für beide gibt es nur auf märchenhafte Weise: dem Prinzen wird Erlösung vom Fluch seiner Bestimmung durch die Liebe einer Milliardärin, durch ein — Märchen.

Mit diesem Werke hatte Thomas Mann eine Stufe in seiner inneren Entwicklung erreicht. Erst in Kriegszeiten gelangte er darüber hinaus. Die Entwicklung hatte in der „Königlichen Hoheit" ihren breitesten Ausdruck gefunden: mit bezaubernder, anmutiger Korrektheit, in so absoluter Gestaltung, daß nur wenige Tieferdringende das Bekennertum des Romans spürten und die meisten in Äußerlichkeiten Anlaß und Bedeutung des doch so fürstlich unnahbaren Buches eines Auserwählten für Auserwählte suchten. Die Kunst der Sprache, die nie zu wenig noch zu viel sagte, die gepflegte Sorglichkeit der Komposition mit ihrem gerechtesten Gleichgewicht für alle Teile, die weltmännisch liebenswürdige Ironie, die Zartheit der Farben und Stimmungen, die Leichtigkeit der Diktion verrieten kaum die namenlose Mühe, Sorgfalt, mit der das Werk entstanden war und ließen eine Steigerung über diese Kunstform hinaus unmöglich erscheinen. Und doch vollendete sich Thomas Mann noch im folgenden Werk: „Der Tod in Venedig", freilich in artistischer Sphäre.

Er schrieb sich in dieser kostbaren Novelle die Qual seiner Arbeitsweise von der Seele und geriet darüber in die beklemmende Sterbenserfahrung Venedigs, ohne Erlösung zu finden. Die Liebe zu einem Knaben verknüpfte sich mit seiner rein ästhetischen Welt: aus dem ästhetischen Genuß der Knabenschönheit erwächst menschlichste Leidenschaft voll allen Grauens der sexuellen Phantasie und des männlichen Wollens. Nur ein nicht gesuchter Tod befreit von der völligen Zersetzung des inneren Seins. Erschütternd bekennt der Dichter das Zweideutige, Zweifelhafte, Anrüchige in der Natur des Künstlers: alles, was er sich aufgebaut, um Schönheit und Sittlichkeit, um Schönheit und Würde ganz zu vereinen, zu besitzen, zerfällt: „Siehst du nun wohl, daß wir Dichter nicht rein noch würdig sein können? Daß wir notwendig in die Irre gehen, notwendig liederlich und Abenteurer des Gefühls bleiben? Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum, unser Ruhm und Ehrenstand eine Pose. Das Vertrauen der Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst ein gewagtes, zu verbietendes Unternehmen; denn wie sollte der zum Erzieher taugen, dem eine unverbesserliche und natürliche Richtung zum Abgrunde eingeboren ist? Wir möchten ihn wohl verleugnen und Würde gewinnen; aber wie wir uns wenden mögen, er zieht uns an. So sagen wir etwa der auslösenden Erkenntnis ab; denn die Erkenntnis hat keine Würde und Strenge; sie ist wissend, verstehend, verzeihend, ohne Haltung und Form, sie hat Sympathie mit dem Abgrund, sie ist der Abgrund. Diese also verwerfen wir mit Entschlossenheit, und fortan gilt unser Trachten einzig der Schönheit, das will sagen, der Einfachheit, Größe und neuen Strenge, der zweiten Unbefangenheit und der Form. Aber Form und Unbefangenheit, Phädros, führen zum Rausch und zur Begierde, führen den Edlen vielleicht zu grauenhaftem Gefühlsfrevel, den seine eigene schöne Strenge als infam verwirft, führen zum Abgrund, zum Abgrund auch sie. Uns Dichter, sage ich, führen sie dahin; denn wir vermögen nicht, uns aufzuschwingen, wir vermögen nur, auszuschweifen."

So findet der Künstler in Thomas Mann nicht zur Einheit mit dem Menschen. Während dieser darauf aus ist, sich eine sittliche Welt zu erwerben, muß jener sie immer wieder aus Erlebnis- und Schönheitsbegier verneinen, ablehnen. Der ewige Zwiespalt bleibt. Was Thomas Mann subjektiv in sich erfuhr und zu Ende dachte, gestaltete er zu typischer Geltung: das Künstlertum geht nie einig mit dem Menschentum. Freilich: der Denker leistet hier Thomas Mann scharfe Hilfe: im „Tod in Venedig" steht höchst Anschauliches neben völlig Abstrakten, die epische und essayistische Ausdrucksweise wechseln beständig; die zu kleine Erkenntnis löst die Gestaltungskraft auf. Der Individualismus wird letzten Endes zur Sackgasse, und der Einzelfall Thomas Mann kann nicht für die Gesamtgattung der Künstler Gültigkeit haben, sondern nur für eine Künstlerart, für alle die, in denen die Sehnsucht nach naivem Erleben ebenso unmittelbar ist wie ihr Drang, Schaffender zu sein. In kleinen Werkstücken, die das größere Schaffen begleiteten, wiederholte der Dichter zur Übung und Erholung, aus Studiumszwecken und zur eigenen Klärung die Untersuchung und Gestaltung des Problems. Im „Wunderkind" (1914) nimmt er Stellung zur Not des Einzelnen gegenüber der geschlossenen Masse des Publikums. Im Arbeiterviertel der Großstadt begegnet er dem Proletarierapostel inmitten seiner Gemeinde. In Schillers Lebensweg und Schaffensqual erkennt er eigenen Daseins Inhalt und Aufgabe: der Größe der Selbstqual bei der Produktion entspricht die Größe der Leistung. Und das von einer Frauenseele erschauernd erkannte Verstandenwerden durch eine niedriger stehende Rivalin weist auf kommende Konflikte im eigenen Leben.

Der Ausbruch des Weltkrieges allein war es nicht, der den Dichter aus der Sackgasse herausführte. Schon im Roman „Königliche Hoheit" meldeten sich erste Ausblicke in eine neue Entwicklung bei Betrachtung des Fürstenproblems in sozialer Hinsicht. Ebenso führen die Studien zu „Friedrich und die große Koalition" vor das Jahr 1914 zurück. Der Wille, sich mit dem ihm persönlich tief verbundenen nationalen Problem auseinanderzusetzen, wuchs. Thomas Mann sah den Weg der Gegenwartsentwicklung, dumpf ahnend, halb unbewußt und unklar. Seine konservative Natur trieb ihn, das Volk zu lieben auf patriarchalischer Grundlage; seine individualistische Kultur zur Bejahung des Aristokratismus, der Persönlichkeit, der Bedeutung allen Führertums. In Friedrich dem Großen wuchs ihm die Gestalt zu, in der er einen Einzelnen sich herausheben sah aus einer Masse ihn anfeindender Menschen, und in der er diesen Einzelnen siegen sah. Das gleiche Problem lag vor, wie bei seinen bisherigen Büchern. Nun aber nicht mehr auf psychologisch-künstlerischem, sondern auf politisch-nationalem Gebiete. Der Kriegsausbruch ließ den großen Abschluß der Studien und ihr volles Ausreifen zum Kunstwerk nicht zu, vorzeitig wurde das Fragment fertiggestellt: als rascher, nicht bis zum letzten durchdachter „Abriß für den Tag und die Stunde", als erste Skizzierung halbreifer dichterischer Träume. Doch mit symbolischer Kraft: die Gestalt des Königs wurde zu Deutschland — Deutschland wurde Friedrich der Große. In einer Figur, in deren Formung Thomas Manns Wissen um den Menschen Blutwärme erzeugte, sammelte sich wie in einer Linse seine Liebe zu allem, was deutsch ist. Er suchte hinter das Wesen der Politik zu schauen, auch hier das Menschliche als das Fruchttreibende erkennend. Er sah Friedrich den Großen als Problem nach Rousseauschem Ausspruch: „il pense en

philosophe et se conduit en roi". Er sah auch diesen König ausgeliefert dem Widerstreit eines Dualismus, der natürliches Genie und Lebensaufgabe kontrastierte und den Menschen zum Opfer machte, Leidenschaft unter preußische Disziplin und strengstes Zweckbewußtsein zwang und dadurch ein Haß erzeugendes Mißtrauen gegen das eigene Handeln aus nie erschlaffender Vitalität erzeugte. Auch über diesen König herrschte ein Unglück gebärender innerer Konflikt zwischen dem angeborenen Geist und der ererbten Verpflichtung, ein Konflikt, der durch seine Folgen die Verleumdung der Welt auslöste, wie er für seinen Träger den Haß des Desillusionierten gegen die Frauen mit sich brachte: diesen Haß, diese Verleumdung trug er aber, „damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle". Reinste Männlichkeit enthüllte sich in diesem Spiel der Kräfte. Das Problem des Ichs war überwunden, Thomas Mann ging über sich hinaus zum Problem des Deutschtums überhaupt.

Ein persönlicher Anlaß trieb ihn in den Kriegsjahren, mit diesem Problem weiterzuringen. Er ließ sich in der Not der Stunde dazu herbei, das Resultat des Ringens nicht erst fertig als Kunstwerk an den Tag zu geben, sondern es schon im vorüberfließenden Werden zu offenbaren, als die „Betrachtungen eines Unpolitischen", die in den Revolutionstagen 1918 erschienen. Eine zweite Seite seines Wesens, sein denkendes Erleben als kulturpolitischer Zeitgenosse, ward hier unter Beobachtung, Selbsterkenntnis genommen, zur Selbstdarstellung gebracht durch Auseinandersetzung mit einer zweiten Person, einem Gegenspieler. Der Gegensatz hatte von Anfang an sein Schaffen bestimmt. So auch dies Buch. Er trug dieses Mal den Namen seines Bruders, Heinrich Mann. Dieser hatte ihn angegriffen, ihn in einem unveröffentlichten Dreyfußdrama der Liebedienerei, ja sogar der Profitgier geziehen. Sein Zorn war erregt. Abwehr schien geboten. Abwehr aber nicht gegen den Bruder persönlich, sondern gegen einen Typus, den der Bruder zum Teil darstellte, den Typus der Zivilisationsliteraten. Der sammelte all die Eigenschaften in sich, die er in seinem ringenden Künstlerleben als unfruchtbar und gefahrvoll erkannt hatte: die wurzellose Hingabe an den Geist und die verantwortungslose Betätigung dieses Geistes ohne Rücksicht auf Wirklichkeit, Staat, Volk, Familie, Sittlichkeit und Kultur. Alles, was Thomas Mann zu diesem Thema auf der Seele hatte, drängte nun heraus: nicht in Gestaltung, sondern in Rhetorik, in hemmungslosem Strome, in steter Auseinandersetzung, stellenweise ohne scharfe Selbstkritik, nur in der Sucht nach Aussprache, nach innerlicher Erlösung von dem furchtbaren Drucke, unter dem die Innenwelt infolge der Zustände der Außenwelt lebte, nur um frei zu werden von all dem das künstlerische Schaffen hemmenden Denkstoff, nur um zu bekennen. Ein stärkeres nationalpolitisches Bekenntnis war von einem Dichter in so grenzenloser Selbstentblößung noch nie abgelegt. Thomas Mann ließ es drucken, weil er glaubte, damit seinem Volke zu dienen, endlich einmal die Sphäre des nur Literarischen zu verlassen und mit dem Bekennen eine Tat zu tun.

In dieser Tat barg sich das fünfzehnjährige Kämpfen des Dichters um seine Weltanschauung und um das Gewinnen eines festen Standpunktes gegenüber den politischen und kulturellen Problemen. Vieles war nur flüchtig im Vorüberfliehen gesehen und nicht als Endgültiges formuliert, und doch ergab sich klar der Umriß der Persönlichkeit, ihres Bildungsuntergrundes auf Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, um nur die Nichtklassiker zu nennen,

und der Absage eines ehrlich und überzeugt national empfindenden Menschen gegen den kosmopolitischen Geist der Demokratie. Er sah die deutsche Welt seit anderthalb Jahrzehnten gespalten in eine Gegensätzlichkeit, die das alte Reich schließlich zerrissen hat: auf der einen Seite die deutsche Bürgerlichkeit, die gebildete humane, kultivierte Bürgerlichkeit in ihrem nicht im Patriziersinne konservativen Verhältnis zur Politik, das auf patriarchalischer Ordnung beruhende Ethos aristokratischer Menschen und auf der anderen Seite das in seiner Ausdehnung und Macht nicht stark genug einzuschätzende Literatentum mit seiner offenen Neigung zur westeuropäischen Weltauffassung, zur romanisch bestimmten Kunst, zur demokratischen Staats- und Lebensordnung und sozialistischen Zukunftsentwicklung im Sinne des Internationalismus. Thomas Mann hatte erlebt, wie das Literatentum mehr und mehr erreichte, was es erstrebte: die geistige Welt Deutschlands zu politisieren, so daß keine reine Welt-, Menschen- und Kunstbetrachtung mehr möglich war und sein sollte, so daß es gefährlich wurde, national selbst über den Parteien zu sein, weil darin schon ein Angriff auf das idealisierte demokratische Prinzip — ein Prinzip der Zivilisation und nicht der Kultur, weil allein des Verstandes — erblickt wurde. Thomas Mann kämpfte wieder den uralten Kampf der Kultur gegen die Zivilisation! Einen tragischen Kampf! Warum? Um Deutschland deutsch zu erhalten „und das ist nicht eben der Wille der Demokratie", sondern allein der Konservativen nicht im Parteisinne. In umfassender Art offenbarte Thomas Mann, was deutsch sein heißt: „Nichts anderes als ein Anerkenntnis der deutschen Innerlichkeit, der menschlichen Seele, wie die Demokratie sie nicht kennt." Denn sie will die Glücksfrage mit der Politik beantworten, sie politisiert das Ausdrucksgebiet der Innerlichkeit, der Seele, das geistige Leben, die Kunst, die Erziehung, die „Menschenbildung" ist, das nationale Leben, das erhaben über jedes politische Interesse sein muß, vollends über jedes parteipolitische Interesse. Diese Politisierung, die der Zivilisationsliterat mit allen Mitteln und Mächten erstrebt, und die den Menschen nicht einmal geistig-seelisch sich selbst gehören lassen will, macht den Geschäftsgeist zum Lebensinhalt des Menschen, den internationalen Geschäftsgeist, und löst den Deutschen vollends los von all seinen Bindungen der Rasse und des Bodens. Wie weit sie um sich gegriffen hat, sieht jedes Auge heute, da kein Gebiet des Lebens mehr unpolitisch angesehen wird. Somit tritt Thomas Mann nicht als eigentlicher Bekämpfer der Demokratie an sich auf, womit er in das parteipolitische Getriebe hineingezerrt werden würde, sondern als ein Feind der Politisierung, als ein Verteidiger der deutschen Seele und Innerlichkeit, als ein wesenhaft Deutscher, der noch höhere als nur politische Ziele und Beschäftigungen, Sphären und Inhalte kennt: nämlich die, die mit Politik ihrem Wesen nach nichts zu tun haben, die Gebiete des nationalen Universalismus, die Gebiete des deutschen Geistes und der deutschen Seele. Die ganze ethische Persönlichkeit Thomas Manns setzte sich hier für deutsche Art und Gesittung ein mit unerschütterlichem Mut und offenster Mannhaftigkeit, sich bekennend zur menschlichen Lebenssphäre, die das Gebiet der Kunst und Religion umfaßt. Kunst und Fortschritt, Kunst und Freiheit bleiben ihm heterogene Begriffe; denn immer quillt Kunst ihm nur rein aus der Quelle der Menschlichkeit, der Ehrfurcht und Heiligkeit, Demut und Seelenhaftigkeit, der Arbeit an sich selbst; Stille und Tiefe sind die Mütter der Kunst, nie der Lärm des Tages und die Tendenz der Politik. Thomas Mann

schloß sich mit seinen „Betrachtungen" an das Goethesche Deutschland an, weil seine Natur diesen Anschluß verlangte. Vorbereitet war dieser Anschluß schon in „Königliche Hoheit", vollends bewiesen ihn die letzten Früchte seines künstlerischen Schaffens, die Idyllen „Der Herr und der Hund" und „Gesang vom Kindchen" (1919).

Zuflucht aus dem niederdrückenden Lärm des Tages, aus der blutgetränkten Not der Zeit begehrte des Dichters Seele. Sie hatte sich einen Bezirk geschaffen, wo sie ungestört dem Augenblick und dem Elementaren, der Innerlichkeit und dem eigenen Ich gehören konnte. In ihre Beziehungen zu der Natur, wie sie sich gab im Wesen seines Hundes und in ihrer Liebe zum rein Menschlichen, wie sie sich gab im ersten Lallen des noch ungetauften Kindchens, konnte keine Macht eingreifen: hier war der Dichter ganz und ungestört Erlebender und ganz Einsamer, Idylliker des vorüberfließenden Augenblicks. „Hermann und Dorothea"-Stimmungen fingen sich ein.

Die Prosa der kleinen Novelle kehrt sich nicht an die Kunstgebote von einer sich ereignenden unerhörten Begebenheit, sondern schildert nur schlicht, wie der Hund Bauschan an Stelle Percys, aus der „Königlichen Hoheit" bekannt, erstanden wird, wie er im Hause des Dichters sich einlebt, ganz Begleiter und Diener des Hausherrn wird und das Glück seiner Spaziergänge, den Zusammenhang mit der Natur verstärkend in fröhlich-unblutiger Jagdleidenschaft, ausmacht; einige Krankheitswochen unterbrechen die problemlose Freundschaft, die aber nachher nur inniger andauert. Mit kleiner, fein humoristischer Selbstverspottung ist diese Liebe zum Hunde und zum Leben mit ihm auf den Spaziergängen, in der Landschaft des Isartales, im Hause und um das Haus herum gezeichnet, doch voll hingebender Treue, mit inniger Andacht zum Kleinsten, mit einer Stifterschen Erhebung des Alltäglichen ins Bedeutende, mit einem biedermeierschen, umständlichen sympathischen Wichtignehmen und mit einer reservierten Aufrichtigkeit des tieferen Empfindens. Hier hat sich ein sensitiver Mensch mit Absicht in eine problemfreie Atmosphäre gerettet, weil ihm das wirkliche Leben ein großes Leid voll erschütternder Tragik bescherte. Die harmonische Heiterkeit der Idylle, dieser Friede auf den Spaziergängen ist gewollt mit aller geistigen Energie: es ist ein Zeugnis von der Größe Thomas Mannscher Gestaltungskraft, daß sich diese gewollte Idyllenwelt in eine selbstverständliche und wirklich lebendige umsetzt. Die Konzentrationsfähigkeit dieses Dichters grenzt Ich und Welt scharf und glaubhaft voneinander ab und stellt eine in sich abgeschlossene Welt hin, die erlöst für Stunden von der Qual der Zeit, weil sie aufgehen läßt in peinlichste, genaueste Beobachtung, die Selbstgenuß bedeutet.

Stärker klopft die Zeit schon wieder an die Kinderzimmertür, die der Dichter in dem kleinen „Gesang vom Kindchen" öffnet. Lässige Hexameter bestimmen den leis elegischen Ton eines doch tief glücklichen Erlebens am kleinen Spätling, den die Vaterliebe des erwachsenen Mannes mit anderen Augen als einst der jünglingshaften Leidenschaft wie ein Geschenk der Gnade ansieht. Ganz persönlich tritt der Dichter in Erscheinung: an der Badewanne des eben erwachten Wesens, am Krankenbette, bei der Taufe. Und hin und wieder schallt ein Klang aus wirrer Zeit von draußen ins helle, reinliche Säuglingsgemach. Der Dichter fand den Ausdrucksstil für diese beseelte Welt, die einzige, die heute unangetastetes Eigentum des Einzelnen bleibt.

An diesen Idyllen war Thomas Manns gesamte Natur ebenso stark beteiligt wie an den gedanklich und künstlerisch umfassenden Werken: alle Kräfte seines Wesens mitarbeiten lassen beim schöpferischen Akt in völliger Bewußtheit und in willensmäßig bestimmtem Streben zur Form ist ihm Pflicht der Aufrichtigkeit. Die Naivität des Stoffes kann doch nie eine Naivität des Formungsweges zulassen. Gefühl und Verstand arbeiten Hand in Hand, und nur das vom Verstand verobjektivierte Empfinden wird Kunstwerk. Erkennen, Beobachten, Erleben bleiben die Grundlagen Thomas Mannscher Schöpfungen. Der Wille, das Erkannte, Beobachtete, Erlebte in letzter Wahrhaftigkeit nacherkennbar, mitbeobachtbar, nacherlebbar, zu gestalten, bestimmt die Form. Einer Synthese von Kunst und Wissenschaft strebt dieser Dichter entgegen: im Gehalt wie in der Form sollen die in beiden menschlichen Geistesgebieten tätigen Kräfte voll mitwirken. Schönheit und Wahrheit bleiben sein Ziel. Er bleibt stets ästhetischer und ethischer Mensch zugleich. Und oft ist uns, als habe Thomas Mann die Synthese beider schon erreicht. Noch nicht im Bedeutendsten, was von diesem Dichter erwartet werden muß. Nach all den reifen Schöpfungen seiner Meisterschaft als Epiker, der in früher Selbsterkenntnis sich nie an ihm wesensfremde Kunstformen verschwendete, stehen wir doch noch mit dem Blick auf zukünftige Werke vor ihm. Wir erhoffen von ihm noch das Kunstwerk der Zeit. Die große Tat, die befreiend und menschheitsfördernd zugleich wirkt. Überall liegen die Ansätze dazu verstreut: sie sind in stetem Wachsen. Nirgends fehlen Ernst und Zucht, Einsicht und Maß, Wille und Vermögen, der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden: über Flaubertsches Künstlertum hinauszuwachsen zur Lebens- und Kunstbewältigung im Goetheschen Sinne.

* * *

Thomas Mann schreibt seine Dichtungen in allen Fassungen stets mit eigener Hand. Auch das Druckmanuskript fertigt er selbst in sorgsamer Abschrift. Stets auf Foliobogen einfachen Schreibpapieres, deren Raum er ohne Randaussparung auszunutzen pflegt. Gerne hätten wir hier die Handschrift in ihrer wirklichen Größe wiedergegeben, aber unser Papierformat, das in der Größe dem Manuskriptpapier Thomas Manns gleichkommt, zwang uns des Druckbildes wegen zu einer allerdings nur geringen Verkleinerung. In ihr tritt das Charakteristische der Handschrift des Dichters ungehindert zu Tage.

Hanns Martin Elster

Tristan

von Thomas Mann.

1.

Hier ist „Einfried", das Sanatorium! Weiß und geradlinig liegt es mit seinem langgestreckten Hauptgebäude und seinem Seitenflügel inmitten des weiten Gartens, der mit Grotten, Laubengängen und kleinen Pavillons aus Baumrinde ergötzlich ausgestattet ist, und hinter seinen Schieferdächern ragen tannengrün, massig und weich zerklüftet die Berge himmelan.

Nach wie vor leitet Doctor Leander die Anstalt. Mit seinem zweispitzigen schwarzen Bart, der hart und kraus ist, wie das Roßhaar, mit dem man die Möbel stopft, seinen dicken, funkelnden Brillengläsern und diesem Aspect eines Mannes, den die Wissenschaft gekältet, gehärtet und mit stillem, nachsichtigem Pessimismus erfüllt hat, hält er auf kurz angebundene und verschlossene Art die Leidenden in seinem Bann, – alle diese Individuen, die, zu schwach, sich selbst Gesetze zu geben und sie zu halten, ihm ihr Vermögen ausliefern, um sich von seiner Strenge stützen lassen zu dürfen.

Was Fräulein von Osterloh betrifft, so steht sie mit unermüdlicher Hingabe dem Haushalte vor. Mein Gott, wie thätig sie, treppauf und treppab, von einem Ende der Anstalt zum andern eilt! Sie herrscht in Küche und Vorratskammer, sie klettert in den Wäscheschränken umher, sie kommandiert die Dienerschaft und bestellt unter den Gesichtspunkten der Sparsamkeit, der Hygiäne, des Wohlgeschmacks und der äußeren Anmut den Tisch des Hauses, sie wirtschaftet mit einer rasenden Umsicht, und in ihrer extremen Tüchtigkeit liegt ein beständiger Vorwurf für die gesamte Männerwelt verborgen, von der noch niemand darauf verfallen ist, sie heimzuführen. Auf ihren Wangen aber glüht in zwei runden, karmoisinroten Flecken die unauslöschliche Hoffnung, dereinst Frau Doctor Leander zu werden …

Ozon und stille, stille Luft ... für Lungenkranke ist „Sinfried", was Doctor Leanders Neider und Rivalen auch sagen mögen, aufs Wärmste zu empfehlen. Aber es halten sich nicht nur Schwindsüchtige, es halten sich Patienten aller Art, Herren, Damen und sogar Kinder hier auf: Doctor Leander hat auf den verschiedensten Gebieten Erfolge aufzuweisen. Es gibt hier geheimnisvolle Leidende, wie die Magistratsrätin Spatz, die überdies an den Ohren krankt, Herzleidende und Lungenleidende, Hysteriker, Nervenleidende und Narzisse in allen Zuständen. Ein diabetischer General verzehrt hier unter immerwährenden Klagen seine Pension. Mehrere Damen mit erotischen Gelüsten warten auf jene wunderbarerweise Art ihr Leiden, die nichts Gutes bedeutet. Eine fünfzigjährige Dame, eine Patrizierin Höltenrecht, die unzählige Kinder zur Welt gebracht hat und absolut keines Gedankens mehr fähig ist, gelangt dennoch nicht zum Frieden, sondern wird von einer wilden Un-rast getrieben, seit einem Jahr bereits am Arm ihrer Privatpflegerin herumirrend, ziellos, ungehemmt durch das ganze Haus.

Dann und wann stirbt jemand von den „Schweren", die in ihren Zimmern liegen und nicht zu den Mahlzeiten noch im Conversationszimmer erscheinen, und niemand, selbst der Zimmernachbar nicht, erfährt etwas davon. Zu später Nacht wird der reglose Gast bei Seite geschafft, und ungestört nimmt das Treiben im „Sinfried" seinen Fortgang, das Massieren, Elektrisieren und Injizieren, das Duschen, Baden, Turnen, Schwitzen und Inhalieren in den verschiedenen mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Räumlichkeiten ...

Ja, es geht lebhaft zu hier, das Geschäft steht in Flor. Der Portier, am Eingange des Seitenflügels, schlägt die große Glocke, wenn neue Gäste eintreffen, und in aller Form geleitet Doctor Leander, zusammen mit Fräulein von Ohrlob, die Abreisenden zum Wagen. Was für Leistungen hat „Sinfried" nicht schon beherbergt! Sogar ein Schriftsteller ist da, ein hochgeachteter Mensch, der den Namen irgend eines Minerals oder Edelsteins führt und für den Herrgott der Tage

hielt ...

Übrigens ist, neben Herrn Doctor Leander, noch ein zweiter Arzt vorhanden, für die leichten Fälle und die Hoffnungslosen. Aber er heißt Müller und ist überhaupt nicht der Rede werth.

2.

Anfang Januar brachte Großkaufmann Klöterjahn – in Firma A. C. Klöterjahn & Comp. – seine Gattin nach „Einfried"; der Portier rührte die Glocke, und Fräulein von Osterloh begrüßte die weither gereisten Herrschaften im Empfangszimmer zu ebener Erde, das, wie beinahe das ganze vornehme alte Haus, in wunderbar reinem Empirestil eingerichtet war. Gleich darauf erschien auch Doctor Leander; er verbeugte sich, und es entspann sich eine erste, für beide Theile orientirende Conversation.

Draußen lag der winterliche Garten mit Matten über den Beeten, verschneiten Grotten und vereinsamten Tempelchen, und zwei Hausknechte schleppten vom Wagen her, der auf der Chaussee vor der Gitterpforte hielt, – denn es führte keine Anfahrt zum Hause – die Koffer der neuen Gäste herbei.

„Langsam, Gabriele, take care, mein Engel, und halte den Mund zu", hatte Herr Klöterjahn gesagt, als er seine Frau durch den Garten führte; und in dieses „take care" mußte zärtlichen und zitternden Herzens Jedermann innerlich einstimmen, der sie erblickte, – wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Herr Klöterjahn es anstandslos auch deutsch hätte sagen können.

Der Kutscher, welcher die Herrschaften von der Station zum Sanatorium gefahren hatte, ein roher, unbewußter Mann ohne Feingefühl, hatte geradezu die Zunge zwischen die Zähne genommen vor ohnmächtiger Behutsamkeit, während der Großkaufmann seiner Gattin beim Aussteigen behilflich war; ja, es hatte ausgesehen, als ob die beiden Braunen, in der stillen Frostluft qualmend, mit rückwärts gerollten Augen ange-

strengt diesen ängstlichen Vorgang verfolgten, voll Besorgnis sehr viel strenge Grazie und zarten Liebreiz.

Die junge Frau litt an der Luftröhre, wie ausdrücklich in dem ermutigenden Schreiben zu lesen stand, das ihr Klöterjahn vom Strande der Ostsee aus an den dirigierenden Arzt von „Einfried" gerichtet hatte, und Gott sei Dank, daß es nicht die Lunge war! Wenn es aber dennoch die Lunge gewesen wäre, – diese neue Patientin hätte keinen holderen und veredelteren, keinen entrückteren und unstofflicheren Anblick gewähren können, als jetzt, da sie an der Seite ihres stämmigen Gatten, weich und ermüdet in den weiß lackierten, gradlinigen Armsessel zurückgelehnt, dem orientierenden Gespräche folgte.

Ihre schönen, blassen Hände, ohne Schmuck bis auf den schlichten Ehering, ruhten in den Schoßfalten eines schweren und dunklen Tuchrockes, und sie trug eine silbergraue, anschließende Taille mit festem Stehkragen, die mit hochaufliegenden Samtarabesken über und über besetzt war. Aber diese gewichtigen und warmen Stoffe ließen die unsägliche Zartheit, Süßigkeit und Mattigkeit des Köpfchens nur noch rührender, unirdischer und lieblicher erscheinen. Ihr lichtbraunes Haar, tief im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt, war glatt gescheitelt gestrichen, und nur in der Nähe der rechten Schläfe fiel eine krause, lose Locke in die Stirn, unfern der Stelle, wo über der markant gezeichneten Braue ein kleines, seltsames Äderchen sich blaß-blau und kränklich in der Klarheit und Makellosigkeit dieser wie durchsichtigen Stirn verzweigte. Dies blaue Äderchen über dem Auge beherrschte auf eine beunruhigende Art das ganze feine Oval des Gesichtes. Es trat sichtbarer hervor, sobald die Frau zu sprechen begann, ja sobald sie nur lächelte, und es gab alsdann dem Gesichtsausdruck etwas Angestrengtes, ja selbst Bedrängtes, was unbestimmte Befürchtungen erweckte. Dennoch sprach sie und lächelte. Sie sprach freimütig und freundlich mit ihrer leicht verschleierten Stimme, und sie lächelte mit ihren Augen, die ein wenig mühsam blickten, ja sie und

da eine kleine Neigung zum Vorspringen zeigten, und deren Winkel, zu beiden Seiten der schmalen Nasenwurzel, in tiefem Schatten lagen, sowie mit ihrem schönen, breiten Munde, der blaß war und dennoch zu leuchten schien, vielleicht, weil seine Lippen so überaus scharf und deutlich umrissen waren. Manchmal hüstelte sie. Hierbei führte sie ihr Taschentuch zum Munde und betrachtete es alsdann.

„Hüstle nicht, Gabriele!" sagte Herr Klöterjahn. „Du weißt, daß Doctor Hinzpeter zu Hause es dir extra verboten hat, darling, und es ist bloß, daß man sich zusammennimmt, mein Engel. Es ist, wie gesagt, die Luftröhre," wiederholte er. „Ich glaubte wahrhaftig, es wäre die Lunge, als es losging, und kriegte, weiß Gott, einen Schreck. Aber es ist nicht die Lunge, nee, Deubel noch mal, auf so was lassen wir uns nicht ein, was, Gabriele? hö, hö!"

„Zweifellos", sagte Doctor Leander und funkelte sie mit seinen Brillengläsern an.

Hierauf verlangte Herr Klöterjahn Kaffee, — Kaffee und Buttersemmeln, und er hatte eine anschauliche Art, den K-Laut ganz hinten im Schlunde zu bilden und „Bottersemmeln" zu sagen, daß jedermann Appetit bekommen mußte.

Er bekam, was er wünschte, bekam auch Zimmer für sich und seine Gattin, und man richtete sich ein.

Übrigens übernahm Doctor Leander selbst die Behandlung, ohne Doctor Müller für den Fall in Anspruch zu nehmen.

3.

Die Persönlichkeit der neuen Patientin erregte ungewöhnliches Aufsehen in „Einfried", und Herr Klöterjahn, gewöhnt an solche Erfolge, nahm jede Huldigung, die man ihr darbrachte, mit Genugtuung entgegen. Der diabetische General hörte einen Augenblick zu brummen auf, als er ihrer zum ersten Male ansichtig wurde, die Herren mit den entfleischten Gesichtern lächelten und versuchten angestrengt, ihre Beine zu beherrschen, wenn sie in ihre Nähe

kamen, und die Magistratsräthin Spatz schloß sich ihr sofort als ältere Freundin an.
Ja, sie machte Eindruck, die Frau, die Herrn Klöterjahns Namen trug! Ein Schriftsteller,
der seit ein paar Wochen in „Einfried" seine Zeit verbrachte, ein befremdender Kauz,
dessen Name wie der eines Edelsteines lautete, verfärbte sich geradezu, als sie auf dem
Korridor an ihm vorüberging, blieb stehen und stand noch immer wie angewurzelt,
als sie schon längst entschwunden war.

Zwei Tage waren noch nicht vergangen, als die ganze Kurgesellschaft
mit ihrer Geschichte vertraut war. Sie war aus Bremen gebürtig, was übrigens, wenn
sie sprach, an gewissen liebenswürdigen Lautverzerrungen zu erkennen war, und hatte
dortselbst vor zweieinhalb Jahren dem Großhändler Klöterjahn ihr Ja-Wort fürs Leben
erteilt. Sie war ihm in seine Vaterstadt, dort oben am Ostseestrande, gefolgt und hatte
ihm vor nun etwa zehn Monaten unter ganz außergewöhnlich schweren und gefährlichen
Umständen ein Kind, einen bewunderungswürdig lebhaften und wohlgeratenen Sohn und
Erben geschenkt. Seit diesen fürchterlichen Tagen aber war sie nicht wieder zu Kräften
gekommen, gesetzt, daß sie jemals bei Kräften gewesen war. Sie war kaum vom Wochen-
bette aufgestanden, äußerst erschöpft, äußerst verarmt an Lebenskräften, als sie beim Husten
ein wenig Blut aufgebracht hatte, — o, nicht viel, ein unbedeutendes bißchen Blut; aber
es wäre doch besser überhaupt nicht zum Vorschein gekommen, und das Bedenkliche war,
daß derselbe kleine unheimliche Vorfall sich nach kurzer Zeit wiederholte. Nun, es gab
Mittel hiergegen, und Doctor Hinzpeter, der Hausarzt, bediente sich ihrer. Vollständige
Ruhe wurde geboten, Eisstückchen wurden geschluckt, Morphium ward gegen den Husten-
reiz verabfolgt und das Herz nach Möglichkeit beruhigt. Die Genesung aber
wollte sich nicht einstellen, und während das Kind, Anton Klöterjahn der Jüngere,
ein Prachtstück von einem Baby, mit ungeheurer Energie und Rücksichtslosigkeit seinen
Platz im Leben eroberte und behauptete, schien die junge Mutter in einer sanften
und stillen Glut dahinzuschwinden... Es war, wie gesagt, die Luftröhre, ein Wort, das

in Doctor Hinzpeters Munde eine überraschend tröstliche, beruhigende, fast erheiternde Wirkung auf alle Anwesenden ausübte. Aber obgleich es nicht die Lunge war, hatte der Doctor schließlich den Einfluß eines milderen Klimas und des Aufenthaltes in einem Kurorte zur Beschleunigung der Heilung als dringend wünschenswerth erachtet, und der Ruf des Sanatoriums „Einfried" und seines Leiters hatte das Übrige gethan.

So verhielt es sich; und Herr Klöterjahn selbst erzählte es Jedem, der Interesse dafür an den Tag legte. Er redete laut, salopp und gutgelaunt, wie ein Mann, dessen Verdauung sich in so guter Ordnung befindet wie seine Börse, mit weit ausladenden Lippenbewegungen, in der breiten und dennoch rapiden Art der Küstenbewohner vom Norden. Manche Worte schleuderte er hervor, daß jeder Laut einer kleinen Entladung glich, und lachte darüber wie über einen gelungenen Spaß.

Er war mittelgroß, breit, stark und kurzbeinig und besaß ein volles, rotes Gesicht mit wasserblauen Augen, die von ganz hellblonden Wimpern beschattet waren, geräumigen Nüstern und feuchten Lippen. Er trug einen englischen Backenbart, war ganz englisch gekleidet und zeigte sich entzückt, eine englische Familie, Vater, Mutter und drei hübsche Kinder mit ihrer nurse, in „Einfried" anzutreffen, die sich hier aufhielt, einzig und allein weil sie nicht wußte, wo sie sich sonst aufhalten sollte, und mit der er morgens englisch frühstückte. Überhaupt liebte er es, viel und gut zu speisen und zu trinken, zeigte sich als ein wirklicher Kenner von Küche und Keller und unterhielt die Kurgesellschaft aufs Anregendste von den Diners, die daheim in seinem Bekanntenkreise gegeben wurden, sowie mit der Schilderung gewisser ausgewählter, hier unbekannter Platten. Hierbei zogen seine Augen sich mit freundlichem Ausdruck zusammen und seine Sprache erhielt etwas Gaumiges und Nasales, indeß leicht schmatzende Geräusche im Schlunde sie begleiteten. Daß er auch anderen irdischen Freuden nicht grundsätzlich abhold war, bewies er an jenem Abend, als ein Kurgast von „Einfried", ein Schriftsteller von Beruf, ihn auf dem Korridor in ziemlich unerlaubter

Weise mit einem Stubenmädchen scherzen sah, – ein kleiner humoristischer Vorgang, zu dem der betreffende Schriftsteller eine lächerlich angeekelte Miene machte.

Was Herrn Klöterjahns Gattin anging, so war klar und deutlich zu beobachten, daß sie ihm von Herzen zugethan war. Sie folgte lächelnd seinen Worten und Verrichtungen: nicht mit der überheblichen Nachsicht, die manche Leidenden den Gesunden entgegenbringen, sondern mit der liebenswürdigen Freude und Teilnahme gutgearteter Kranker an den zuversichtlichen Lebensbethätigungen von Leuten, die in ihrer Haut sich wohlfühlen.

Herr Klöterjahn verweilte nicht lange in „Einfried". Er hatte seine Gattin hierhergeleitet; nach Verlauf einer Woche aber, als er sie wohl aufgehoben und in guten Händen wußte, war seines Bleibens nicht länger. Pflichten von gleicher Wichtigkeit, sein blühendes Kind, sein ebenfalls blühendes Geschäft, riefen ihn in die Heimat zurück; sie zwangen ihn, abzureisen und seine Frau im Genusse der besten Pflege zurückzulassen.

[illegible]

4.

Spinell hieß der Schriftsteller, der seit mehreren Wochen in „Einfried" lebte, Detlev Spinell war sein Name, und sein Äußeres war wunderlich.

Man vergegenwärtige sich einen Brünetten am Anfang der Dreißiger und von stattlicher Statur, dessen Haar an den Schläfen schon merklich zu ergrauen beginnt, dessen rundes, weißes, ein wenig gedunsenes Gesicht aber nicht die Spur irgendeines Bartwuchses zeigt. Es war nicht rasiert, – man hätte es gesehen; weich, verwischt und knabenhaft, war es nur hie und da mit einzelnen Flaumhärchen besetzt. (Und das sah ganz merkwürdig aus.) Der Blick seiner rehbraunen, blanken Augen war von sanftem Ausdruck, die Nase gedrungen und ein wenig zu fleischig. Ferner besaß Herr Spinell eine gewölbte, poröse Oberlippe römischen

Charakters, große kariöse Zähne und Füße von seltenem Umfange. Einer der Herren mit den unbeherrschten Beinen, der ein Zyniker und Witzbold war, hatte ihn hinter seinem Rücken „der verweste Säugling" getauft; aber das war hämisch und wenig zutreffend. — Er ging gut und modisch gekleidet, in langem, schwarzen Rock und farbig punktierter Weste.

Er war ungesellig und hielt mit keiner Seele Gemeinschaft. Nur zuweilen konnte eine leutselige, liebevolle und überquellende Stimmung ihn befallen, und das geschah jedes Mal, wenn Herr Spinell in ästhetischen Zustand verfiel, wenn der Anblick von irgend etwas Schönem, der Zusammenklang zweier Farben, eine Vase von edler Form, das vom Sonnenuntergang bestrahlte Gebirge ihn zu lauter Bewunderung hinriß. „Wie schön!" sagte er dann, indem er den Kopf auf die Seite legte, die Schultern emporzog, die Hände spreizte und Nase und Lippen krauste. „Gott, sehen Sie, wie schön!" Und er war imstande, blindlings die distinguiertesten Herrschaften, ob Mann oder Weib, zu umhalsen in der Bewegung solcher Augenblicke...

Beständig lag auf seinem Tische, für jeden sichtbar, der sein Zimmer betrat, das Buch, das er geschrieben hatte. Es war ein Roman von zweihundert Seiten, mit einer vollkommen verwirrenden Umschlagzeichnung versehen, und gedruckt auf einer Art von Kaffee-Sieb-Papier mit Buchstaben, von denen ein jeder aussah wie eine gotische Kathedrale. Fräulein von Osterloh hatte es in einer müßigen Viertelstunde gelesen und fand es „raffiniert", was ihre Form war, das Urteil „unmenschlich langweilig" zu umschreiben. Es spielte in mondänen Salons, in üppigen Frauengemächern, die voller erlesener Gegenstände waren, voller Gobelins, uralter Meubles, köstlichen Porzellans, unbezahlbarer Stoffe und künstlerischer Kleinodien aller Art. Auf die Schilderung dieser Dinge war der liebevollste Wert gelegt, und beständig sah man dabei Herrn Spinell, wie er die Nase kraus zog und sagte: „Wie schön! Gott, sehen Sie, wie schön!"... Übrigens mußte es Wunder nehmen, daß

er noch nicht mehr bisher verfaßt hatte, als diesen einen, denn augenscheinlich schrieb er mit Leidenschaft: er verbrachte den größeren Teil des Tages schreibend auf seinem Zimmer und ließ außerordentlich viele Briefe zur Post befördern, fast täglich einen oder zwei, – wobei es nur als befremdend und belustigend auffiel, daß er seinerseits höchst selten welche empfing ...

5.

Herr Spinell saß der Gattin Herrn Klöterjahns bei Tische gegenüber. Zur ersten Mahlzeit, an der die Herrschaften teilnahmen, erschien er ein wenig zu spät in dem großen Speisesaal im Erdgeschoß des Seitenflügels, sprach mit weicher Stimme einen an Alle gerichteten Gruß und begab sich an seinen Platz, worauf Doctor Leander ihn ohne viel Ceremonie den neu Angekommenen vorstellte. Er verbeugte sich und begann dann, offenbar ein wenig verlegen, zu essen, indem er Messer und Gabel mit seinen großen, weißen und schön geformten Händen, die aus sehr engen Ärmeln hervorsahen, in ziemlich affektirter Weise bewegte. Später ward er frei und betrachtete in Gelassenheit abwechselnd Herrn Klöterjahn und seine Gattin. Auch richtete Herr Klöterjahn im Verlaufe der Mahlzeit einige Fragen und Bemerkungen betreffend die Anlage und das Clima von „Einfried" an ihn, in die seine Frau in ihrer lieblichen Art zwei oder drei Worte einfließen ließ, und die Herr Spinell höflich beantwortete. Seine Stimme war mild und recht angenehm; aber er hatte eine etwas behinderte und schlürfende Art zu sprechen, als seien seine Zähne der Zunge im Wege.

Nach Tische, als man ins Conversationszimmer hinübergegangen war und Doctor Leander den neuen Gästen im besonderen eine gesegnete Mahlzeit wünschte, erkundigte sich Herrn Klöterjahns Gattin nach ihrem Gegenüber.

„Wie heißt der Herr?" fragte sie ... „Spinelli? Ich habe den Namen nicht verstanden."

„Spinell ... nicht Spinelli, gnädige Frau. Nein, er ist kein Italiener, sondern bloß aus Lemberg gebürtig, soviel ich weiß ..."

„Was sagen Sie? Er ist Schriftsteller? Oder was?" fragte Herr Klöterjahn; er hielt die Hände in den Taschen seiner bequemen englischen Hose, neigte sein Ohr dem Doctor zu und öffnete, wie manche Leute pflegen, den Mund beim Horchen.

„Ja, ich weiß nicht, — er schreibt ..." antwortete Doctor Leander. „Er hat, glaube ich, ein Buch veröffentlicht, eine Art Roman, ich weiß wirklich nicht ..."

Dieses wiederholte „Ich weiß nicht" deutete an, daß Doctor Leander keine großen Stücke auf den Schriftsteller hielt und jede Verantwortung für ihn ablehnte.

„Aber das ist ja sehr interessant!" sagte Herrn Klöterjahns Gattin. Sie hatte noch nie einen Schriftsteller von Angesicht zu Angesicht gesehen.

„Oh ja," erwiderte Doctor Leander entgegenkommend. „Er soll sich eines gewissen Rufes erfreuen ..." Dann wurde nicht mehr von dem Schriftsteller gesprochen.

Aber ein wenig später, als die neuen Gäste sich zurückgezogen hatten und Doctor Leander schnell das Conversationszimmer verlassen wollte, hielt Herr Spinell ihn zurück und erkundigte sich auch seinerseits.

„Wie ist der Name des Paares?" fragte er ... „Ich habe natürlich nichts verstanden."

„Klöterjahn," antwortete Doctor Leander und ging schon wieder.

„*Wie* heißt der Mann?" fragte Herr Spinell ...

„*Klöterjahn* heißen sie!" sagte Doctor Leander und ging seiner Wege. Er hielt gar keine großen Stücke auf den Schriftsteller.

6.

Waren wir schon so weit, daß Herr Klöterjahn in die Heimath zurück-

gekehrt war? Ja, er weilte wieder am Ostseestrande, bei seinen Geschäften und seinem Kinde, diesem rücksichtslosen und lebensvollen kleinen Geschöpf, das seine Mutter sehr viel Leiden und einen kleinen Defekt an der Luftröhre gekostet hatte. Dieselbe aber, die junge Frau, blieb im „Einfried" zurück, und die Magistrats-Rätin Spatz schloß sich ihr als ältere Freundin an. Das aber hinderte nicht, daß Herrn Klöterjahns Gattin auch mit den übrigen Kurgästen gute Kameradschaft pflegte, zum Beispiel mit Herrn Spinell, der ihr zum Erstaunen Aller (denn er hatte bisher mit keiner Seele Gemeinschaft gehalten) von Anbeginn eine außerordentliche Ergebenheit und Dienstfertigkeit entgegenbrachte, und mit dem sie in den Freistunden, die eine strenge Tagesordnung ihr ließ, nicht ungern plauderte.

Er näherte sich ihr mit einer ungeheuren Behutsamkeit und Ehrerbietung und sprach zu ihr nicht anders, als mit sorgfältig gedämpfter Stimme, sodaß die Rätin Spatz, die an den Ohren kränkelte, meistens überhaupt nichts von dem verstand, was er sagte. Er trat auf den Spitzen seiner großen Füße zu dem Sessel, in dem Herrn Klöterjahns Gattin zart und lächelnd lehnte, blieb in einer Entfernung von zwei Schritten stehen, hielt das eine Bein zurückgestellt und den Oberkörper vorgebeugt und sprach in seiner etwas behinderten und schlürfenden Art leise, eindringlich und jeden Augenblick bereit, eilends zurückzutreten und zu verschwinden, sobald ein Zeichen von Ermüdung und Überdruß sich auf ihrem Gesicht bemerkbar machen würde. Aber er verdroß sie nicht; sie forderte ihn auf, sich zu ihr und der Rätin zu setzen, richtete irgend eine Frage an ihn und hörte ihm dann lächelnd und neugierig zu, denn manchmal ließ er sich so amüsant und seltsam vernehmen, wie es ihr noch niemals begegnet war.

„Warum sind Sie eigentlich im Einfried?" fragte sie. „Welche Kur gebrauchen Sie, Herr Spinell?"

„Kur? ... Ich werde ein bißchen elektrisiert. Nein, das ist nicht der Rede wert. Ich werde Ihnen sagen, gnädige Frau, warum ich hier bin. — Des Styles wegen."

„Ach!" sagte Herrn Klöterjahns Gattin, stützte das Kinn in die Hand und wandte sich ihm mit einem übertriebenen Eifer zu, wie man ihn Kindern vorspielt, wenn sie etwas erzählen wollen.

„Ja, gnädige Frau. Einfried ist ganz empire, es ist ehedem ein Schloß, eine Sommer-Residenz gewesen, wie man mir sagt. Dieser Seitenflügel ist ja ein Anbau aus späterer Zeit, aber das Hauptgebäude ist alt und echt. Es giebt Zeiten, in denen ich das empire einfach nicht entbehren kann, in denen es mir, um einen bescheidenen Grad des Wohlbefindens zu erreichen, unbedingt nötig ist. Es ist klar, daß man sich anders befindet zwischen Möbeln, weich und bequem bis zur Laszivität, und anders zwischen diesen geradlinigen Tischen, Sesseln und Draperien ... Diese Helligkeit und Härte, diese kalte, herbe Einfachheit und reservierte Strenge verleiht mir Haltung und Würde, gnädige Frau, sie hat auf die Dauer eine innere Reinigung und Restaurierung zur Folge, sie hebt mich sittlich, ohne Frage ..."

„Ja, das ist merkwürdig", sagte sie. „Übrigens verstehe ich es, wenn ich mir Mühe gebe."

Hierauf erwiderte er, daß es irgend welcher Mühe nicht lohne, und dann lachten sie mit einander. Auch die Rätin Spatz lachte und fand es merkwürdig; aber sie sagte nicht, daß sie es verstünde.

Das Konversationszimmer war geräumig und schön. Die hohe, weiße Flügeltür zu dem anstoßenden Billard-Raume stand weit geöffnet, wo die Herren mit den [illegible] Beinen und Andere sich vergnügten. Andererseits gewährte eine Glastür den Ausblick auf die breite Terrasse und den Garten. Seitwärts davon stand ein Piano. Ein grün ausgeschlagener Spieltisch war vorhanden, an dem der Diabetiker General mit ein paar anderen Herren Whist spielte. Damen lasen und waren mit Handarbeiten beschäftigt. Ein eiserner Ofen besorgte die Heizung, aber vor dem stilvollen Kamin, in dem nachgeahmte, mit glühroten Papierstreifen beklebte Kohlen lagen,

vom behaglichen Plauderplatze.

„Sie sind ein Frühaufsteher, Herr Spinell", sagte Herrn Klöterjahns Gattin. „Zufällig habe ich Sie nun schon zwei oder drei mal um halb acht Uhr am Morgen das Haus verlassen sehen."

„Ein Frühaufsteher? Ach, sehr mit Unterschied, gnädige Frau. Die Sache ist die, daß ich früh aufstehe, weil ich eigentlich ein Langschläfer bin."

„Das müssen Sie nun erklären, Herr Spinell!" – Auch die Rätin Spatz wollte es erklärt haben.

„Nun ... ist man ein Frühaufsteher, so hat man es, dünkt mich, nicht nötig, gar so früh aufzustehen. Das Gewissen, gnädige Frau ... es ist eine schlimme Sache mit dem Gewissen! Ich und meinesgleichen, wir plagen uns unser Leben lang damit herum und haben alle Hände voll zu tun, es hie und da zu betrügen und ihm kleine, schlaue Genugtuungen zuteil werden zu lassen. Wir sind unnütze Geschöpfe, ich und meinesgleichen, und abgesehen von wenigen guten Stunden schleppen wir uns an dem Bewußtsein unserer Unnützlichkeit wund und krank. Wir hassen das Nützliche, wir wissen, daß es gemein und unschön ist, und wir verteidigen diese Wahrheit, wie man nur Wahrheiten verteidigt, die man unbedingt nötig hat. Und dennoch sind wir so ganz vom bösen Gewissen zernagt, daß kein heiler Fleck mehr an uns ist. Hinzu kommt, daß die ganze Art unserer inneren Existenz unsere Weltanschauung, unsere Arbeitsweise ... von schrecklich ungesunder, unterminierender, aufreibender Wirkung ist, und auch dies verschlimmert die Sache. Da gibt es nun kleine Linderungsmittelchen, ohne die man es einfach nicht aushielte. Eine gewisse Artigkeit und hygienische Strenge der Lebensführung zum Beispiel ist manchem von uns Bedürfnis. Früh aufstehen, grausam früh, ein kaltes Bad und ein Spaziergang hinaus in den Schnee ... Das macht, daß wir vielleicht eine Stunde lang ein wenig zufrieden mit uns sind. Gäbe ich mich, wie ich bin, so würde ich bis in den Nachmittag hinein im Bette

bringen, glauben Sie mir? Wenn ich früh aufstehe, so ist das eigentlich Heuchelei."

"Nein, weshalb, Herr Spinell! Ich nenne das Selbstüberwindung ... Nicht wahr, Frau Rätin?" – Auch die Rätin Spatz nannte es Selbstüberwindung.

"Heuchelei oder Selbstüberwindung, gnädige Frau! Welches Wort man nun vorzieht. Ich bin so gramvoll ehrlich veranlagt, daß ich ..."

"Das ist es. Sicher grämen Sie sich zu viel."

"Ja, gnädige Frau, ich gräme mich viel."

Das gute Wetter hielt an. Weiß, hart und sauber, in Windstille und lichtem Frost, in blendender Helle und bläulichem Schatten lag die Gegend, lagen Berge, Haus und Garten, und ein zartblauer Himmel, in dem Myriaden von flimmernden Leuchtkörperchen, von glitzernden Krystallen zu tanzen schienen, wölbte sich makellos über dem Ganzen. Der Gattin Herrn Klöterjahns ging es leidlich in dieser Zeit; sie war fieberfrei, hustete fast gar nicht und aß ohne allzu viel Widerwillen. Öfters saß sie, wie das ihre Vorschrift war, stundenlang im sonnigen Frost auf der Terrasse. Sie saß im Schnee, ganz in Decken und Pelzwerk verpackt, und atmete hoffnungsvoll die reine, eisige Luft, um ihrer Luftröhre zu dienen. Dann bemerkte sie zuweilen Herrn Spinell, wie er, ebenfalls warm gekleidet und in Pelzschuhen, die seinen Füßen einen phantastischen Umfang verliehen, sich im Garten erging. Er ging mit tastenden Schritten und einer gewissen behutsamen und steif-graziösen Armhaltung durch den Schnee, grüßte sehr ehrerbietig, wenn er zur Terrasse kam, und stieg die unteren Stufen hinan, um ein kleines Gespräch zu beginnen.

"Heute, auf meinem Morgenspaziergang, habe ich eine schöne Frau gesehen ... Gott, sie war schön!" sagte er, legte den Kopf auf die Seite und spreizte die Hände.

"Wirklich, Herr Spinell? Beschreiben Sie sie mir doch!"

"Nein, das kann ich nicht. Oder ich würde Ihnen doch ein unrichtiges Bild von ihr geben. Ich habe die Dame im Vorübergehen nur mit einem halben Blicke gestreift, ich habe sie in Wirklichkeit nicht gesehen. Aber der verwischte Schatten von ihr,

Ein Kauz, ein ganz wunderlicher Kauz! Herrn Klöterjahns Gattin dachte zuweilen nach über ihn, denn sie hatte sehr viel Zeit zum Nachdenken. Sei es, daß der Luftwechsel anfing, die Wirkung zu versagen, oder daß irgend ein positiv schädlicher Einfluß sie berührt hatte: ihr Befinden war schlechter geworden, der Zustand ihrer Luftröhre schien zu wünschen übrig zu lassen, sie fühlte sich schwach, müde, appetitlos, fieberte nicht selten; und Doctor Leander hatte ihr mit Entschiedenheit Ruhe, Stillverhalten und Vorsicht anempfohlen. So saß sie, wenn sie nicht liegen mußte, in Gesellschaft der Rätin Spatz, verhielt sich still und hing, eine Handarbeit im Schoße, an der sie nicht arbeitete, diesem oder jenem Gedanken nach.

Ja, er machte ihr Gedanken, dieser absonderliche Herr Spinell, und, was das Merkwürdige war, nicht sowohl über seine als über ihre eigene Person; auf irgend eine Weise weckte er in ihr eine seltsame Neugier, ein nie gekanntes Interesse für ihr eigenes Sein hervor. Eines Tages hatte er gesprächsweise geäußert:

„Nein, es sind rätselvolle Tatsachen, die Frauen ... so wenig neu es ist, so wenig kann man ablassen, davor zu stehen und zu staunen. Da ist ein wunderbares Geschöpf, eine Sylphe, ein Duftgebild, ein Märchentraum von einem Wesen? Was tut sie? Sie geht hin und ergibt sich einem Jahrmarktsherkules oder Schlächterburschen. Sie kommt an seinem Arme daher, lehnt vielleicht sogar ihren Kopf an seine Schulter und blickt dabei verschlagen lächelnd um sich, als wollte sie sagen: „Ja, nun zerbrecht euch die Köpfe über diese Erscheinung!“ Und wir zerbrechen sie uns. –“

Hiermit hatte Herrn Klöterjahns Gattin sich wiederholt beschäftigt.

Eines anderen Tages fand zum Erstaunen der Rätin Spatz folgendes Zwiegespräch zwischen ihnen statt.

„Darf ich einmal fragen, gnädige Frau, (aber es ist wohl naseweis)

wie Sie heißen, wie eigentlich Ihr Name ist?"

„Ich heiße doch Klöterjahn, Herr Spinell!"

„Hm. — Das weiß ich. Oder vielmehr: ich leugne es. Ich meine natürlich Ihren eigenen Namen, Ihren Mädchennamen. Sie werden gerecht sein und einräumen, gnädige Frau, daß, wer Sie „Frau Klöterjahn" nennen wollte, die Peitsche verdiente."

Sie lachte so herzlich, daß das blaue Äderchen über ihrer Braue beängstigend deutlich hervortrat und ihrem zarten, süßen Gesicht einen Ausdruck von Anstrengung und Bedrängnis verlieh, der tief beunruhigte.

„Nein! Bewahre, Herr Spinell! Die Peitsche? Ist „Klöterjahn" Ihnen so fürchterlich?"

„Ja, gnädige Frau, ich hasse diesen Namen aus Herzensgrund seit ich ihn zum ersten Male vernahm. Er ist komisch und zum Verzweifeln unschön, und es ist Barbarei und Niedertracht, wenn man die Sitte so weit treibt, auf Sie den Namen Ihres Herrn Gemahls zu übertragen."

„Nun, und „Eckhof"? Ist Eckhof schöner? Mein Vater heißt Eckhof."

„Oh, sehen Sie! „Eckhof" ist etwas ganz Anderes! Eckhof hieß sogar ein großer Schauspieler. Eckhof passiert. — Sie erwähnten nur Ihres Vaters. Ist Ihre Frau Mutter ..."

„Ja, meine Mutter starb, als ich noch klein war."

„Ah. — ~~[illegible]~~ Sprechen Sie mir doch ein wenig ~~mehr~~ von Ihnen, gnädige Frau, darf ich Sie bitten? Wenn es Sie ermüdet, dann nicht. Dann ruhen Sie, und ich fahre fort, Ihnen von Paris zu erzählen, wie neulich. Aber Sie könnten ja ganz leise reden, ja, wenn Sie flüstern, so wird das Alles nur schöner machen ... Sie wurden in Bremen geboren?" Und diese Frage tat er beinahe tonlos, mit einem ~~[illegible]~~ ehrfurchtsvollen und inhaltschweren Ausdruck, als sei Bremen eine Stadt ohne gleichen, eine Stadt voller unnennbarer Abenteuer und verschwiegener Schönheiten, in der

geboren zu sein, eine geheimnisvolle Hoheit verleihe.

„Ja, denken Sie!" sagte sie unwillkürlich. „Ich bin aus Bremen."

„Ich war einmal dort", bemerkte er nachdenklich.

„Mein Gott, Sie waren auch <u>dort</u>? Nein, hören Sie, Herr Spinell, zwischen Tunis und Spitzbergen haben Sie, glaube ich, alles gesehen!"

„Ja, ich war einmal dort", wiederholte er. „Ein paar kurze Abendstunden. Ich erinnere mich einer alten, schmalen Straße, über deren Giebeln schief und seltsam der Mond stand. Dann war ich in einem Keller, in dem es nach Wein und Moder roch. Das ist eine durchdringende Erinnerung..."

„Wirklich? Wo mag das gewesen sein? – Ja, in solchem grauen Giebelhause, einem alten Kaufmannshause mit hallender Diele und weiß lackierter Galerie bin ich geboren."

„Ihr Herr Vater ist also Kaufmann?" fragte er ein wenig zögernd.

„Ja. Aber außerdem und eigentlich wohl in erster Linie ist er ein Künstler."

„Ah! Ah! Inwiefern?"

„Er spielt die Geige... Aber das sagt nicht viel. <u>Wie</u> er sie spielt, Herr Spinell, das ist die Sache! Einige Töne habe ich niemals hören können, ohne daß mir die Tränen so merkwürdig brennend in die Augen stiegen wie sonst bei keinem Erlebnis. Sie glauben es nicht..."

„Ich glaube es! Ach, ob ich es glaube!... Sagen Sie mir, gnädige Frau: Ihre Familie ist wohl alt? Es haben wohl schon viele Generationen in dem grauen Giebelhaus gelebt, gearbeitet und das Zeitliche gesegnet?"

„Ja. – Warum fragen Sie übrigens?"

„Weil es nicht selten geschieht, daß ein Geschlecht mit praktischen, bürgerlichen und trockenen Traditionen sich gegen das Ende seiner Tage noch einmal durch die

Kunst verklärt."

„Ist dem so? — Ja, was meinen Vater betrifft, so ist er sicherlich mehr ein Künstler, als mancher, der sich so nennt und vom Ruhme lebt. Ich spiele nur ein bißchen Klavier. Jetzt haben sie es mir ja verboten; aber damals, zu Hause, spielte ich noch. Mein Vater und ich, wir spielten zusammen ... Ja, ich habe all die Jahre in lieber Erinnerung; besonders den Garten, unseren Garten, hinterm Hause. Er war jämmerlich verwildert und verwuchert und von zerbröckelten, bemoosten Mauern eingeschlossen; aber gerade das gab ihm viel Reiz. In der Mitte war ein Springbrunnen, mit einem dichten Kranz von Schwertlilien umgeben. Im Sommer verbrachte ich dort lange Stunden mit meinen Freundinnen. Wir saßen alle auf kleinen Feldstühlen rund um den Springbrunnen herum ..."

„Wie schön!" sagte Herr Spinell und zog die Schultern empor. „Saßen Sie und sangen?"

„Nein, wir häkelten meistens."

„Immerhin ... Immerhin ...."

„Ja, wir häkelten und schwatzten, meine sechs Freundinnen und ich ..."

„Wie schön! Gott, hören Sie, wie schön!" rief Herr Spinell und sein Gesicht war ganz verzerrt.

„Was finden Sie nun hieran so besonders schön, Herr Spinell!"

„Oh, dies, daß es sechs außer Ihnen waren, daß Sie nicht in diese Zahl eingeschlossen waren, sondern daß Sie gleichsam als Königin daraus hervortraten ... Sie waren ausgezeichnet vor Ihren sechs Freundinnen. Eine kleine goldene Krone, ganz unscheinbar aber bedeutungsvoll, saß in Ihrem Haar und blinkte ..."

„Nein, Unsinn, nichts von einer Krone ..."

„Doch, sie blinkte heimlich. Ich hätte sie gesehen, hätte sie deutlich in Ihrem Haar gesehen, wenn ich in einer dieser Stunden unversehens im Gesträuch gestanden hätte ..."

„Gott weiß, was Sie gesehen hätten. Sie standen aber nicht dort. Denn eines Tages war es mein jetziger Mann, der zusammen mit meinem Vater aus dem Geschäft heraustrat. Ich fürchte, sie hatten sogar Verschiedenes von unserem Geschwätz belauscht ...“.

„Dort war es also, wo Sie Ihren Herrn Gemahl kennen lernten, gnädige Frau?“

„Ja, dort lernte ich ihn kennen!“ sagte sie laut und fröhlich, und ~~[illegible]~~ indem sie lächelte, trat das zartblaue Äderchen ~~[illegible]~~ angestrengt und seltsam über ihrer Braue hervor. „Er besuchte meinen Vater in Geschäften, wissen Sie. Am nächsten Tage war er zum Diner geladen, und noch drei Tage später hielt er um meine Hand an.“

„Wirklich! Ging das alles so ~~[illegible]~~ außerordentlich schnell?“

„Ja ... Das heißt, von nun an ging es ein wenig langsamer. Denn mein Vater war der Sache eigentlich garnicht geneigt, müssen Sie wissen, und machte eine längere Bedenkzeit zur Bedingung. Erstens wollte er mich lieber bei sich behalten, und dann hatte er noch andere Skrupeln. Aber ...“

„Aber?“

„Aber ich wollte es eben“, sagte sie lächelnd, und wieder beherrschte das blaßblaue Äderchen mit einem bedrängten und kränklichen Ausdruck ihr ganzes liebliches Gesicht.

„Ah, Sie wollten es.“

„Ja, und ich habe einen ganz festen und respektablen Willen gezeigt, wie Sie sehen ...“

„Wie ich es sehe. Ja.“

„... sodaß mein Vater sich schließlich darein ergeben mußte.“

„Und so verließen Sie ihn denn und seine Geige, verließen das alte Haus, den verwilderten Garten, den Springbrunnen und Ihre sechs Freundinnen und zogen mit Herrn Klöterjahn.“

„Und zog mit ... Sie haben eine Ausdrucksweise, Herr Spinell –!

Kraniche bildlich! — Ja, ich verließ das Alte, denn so will es ja die Natur."

„Ja, so will sie es wohl."

„Und dann handelte es sich ja um mein Glück."

„Gewiß. Und es kam, das Glück …"

„Das kam in der Stunde, Herr Spinell, als man mir zuerst den kleinen Anton brachte, unseren kleinen Anton, und als er so kräftig mit seinen kleinen gesunden Lungen schrie, stark und gesund wie er ist …"

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie von der Gesundheit Ihres kleinen Anton sprechen höre, gnädige Frau. Er muß ganz ungewöhnlich gesund sein?"

„Das ist er. Und er sieht meinem Manne so lächerlich ähnlich!"

„Ach! — Ja, so begab es sich also. Und nun heißen Sie nicht mehr Eckhoff sondern anders und haben den kleinen gesunden Anton und leiden ein wenig an der Luftröhre."

„Ja. — Und <u>Sie</u> sind ein durch und durch rätselhafter Mensch, Herr Spinell, dessen versichere ich Sie …"

„Ja, straf' mich Gott, das sind Sie!" sagte die Rätin Spatz, die übrigens auch noch vorhanden war.

Aber auch mit diesem Gespräch beschäftigte Herrn Klöterjahns Gattin sich mehrere Male in ihrem Innern. So nichtssagend es war, so barg es doch Einiges auf seinem Grunde, was ihren Gedanken über sich selbst Nahrung gab. War <u>dies</u> der schädliche Einfluß, der sie berührte? Ihre Schwäche nahm zu, und oft stellte Fieber sich ein, eine stille Glut, in der sie mit einem Gefühle sanfter Gehobenheit ruhte, der sie sich in einer nachdenklichen, preziösen, selbstgefälligen und ein wenig beleidigten Stimmung überließ. Wenn sie nicht das Bett hütete und Herr Spinell auf den Spitzen seiner großen Füße mit ungeheurer Behutsamkeit zu ihr trat, in einer Entfernung von zwei Schritten stehen blieb und, das eine Bein zurückgestellt und den Oberkörper

vorgebeugt, mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme zu ihr sprach, wie er habe es sie in schöner Andacht gesucht und sich näher und bettete sie auf Wolkenschiffe, woselbst kein schriller Laut und keine irdische Berührung sie erreichen sollte; ... erinnerte sie sich die Art, in der Herr Klötersche zu sagen pflegte: „Vorsichtig, Gebrüder, take care, mein Engel, und halte den Mund zu!" eine Art, die wirkte, als schlüge er einem hart und wohlmeinend auf die Schulter. Dann aber wandte sie sich rasch von dieser Erinnerung ab, um in Sprache und Geborgenheit auf den Wolkenschiffen zu wohnen, die Herr Spindel ihr diesmal bereitete.

Eines Tages kam sie unvermittelt auf das kleine Gespräch zurück, daß sie mit ihm über ihre Herkunft und Jugend geführt hatte.

„Es ist also wahr", fragte sie, „Herr Spindel, daß Sie die Krone gesehen hätten?".

Und obgleich jene Plauderei schon einige Tage zurücklag, wußte er sofort, um was es sich handelte und versicherte ihr mit bewegten Worten, daß er damals im Springbrunnen, als sie unter ihren sechs Freundinnen saß, die kleine Krone hätte ~~[illegible]~~ — sie ~~[illegible]~~ freilich in ihrem Haar hätte blinken sehen.

Einige Tage später erkundigte sich ein Kunde aus Artigkeit bei ihr nach dem Wohlergehen ihres kleinen Kindes daheim. Sie ließ zu Herrn Spindel, der sich in der Nähe befand, einen flüchtigen Blick hinübergleiten und antwortete ein wenig gedankenvoll:

„Danke, wie soll es denn wohl gehen? — Ihm und meinem Manne geht es gut."

8.

Ende Februar, an einem Frosttage, reiner und leuchtender, als alle, die vorhergegangen waren, herrschte im ‚Einhorn' nichts als Übermut. Die Jungfern mit den Junggesellen besprachen sich unter einander mit geröteten Wangen, der Dialektische

General trällerte wie ein Jüngling, und die Herren mit den unbeherrschten Beinen waren ganz außer Rand und Band. Was ging vor? Nichts Geringeres, als daß eine gemeinsame Ausfahrt unternommen werden sollte, eine Schlittenpartie in mehreren Schlitten, mit Schellenklang und Peitschenknall ins Gebirge hinein: Doctor Leander hatte zur Zerstreuung seiner Patienten diesen Beschluß gefaßt.

Natürlich mußten die „Schweren" zu Hause bleiben. Die armen „Schweren"! Man nickte sich zu und verabredete sich, sie nichts von der ganzen Sache wissen zu lassen; es that allgemein wohl, ein wenig Mitleid üben und Rücksicht nehmen zu können. Aber auch von denen, die an dem Vergnügen sich sehr wohl hätten beteiligen können, schlossen sich einige aus. Was Fräulein von Osterloh anging, so war sie ohne Weiteres entschuldigt. Wer wie sie mit Pflichten überhäuft war, durfte an Schlittenpartien nicht ernstlich denken. Der Hausstand verlangte gebieterisch ihre Anwesenheit, und kurzum: sie blieb in „Einfried". Daß aber auch Herrn Klöterjahns Gattin erklärte, daheim bleiben zu wollen, verstimmte allseitig. Vergebens redete Doctor Leander ihr zu, die frische Fahrt auf sich wirken zu lassen; sie behauptete, nicht aufgelegt zu sein, Migräne zu haben, sich matt zu fühlen, und so mußte man sich fügen. Der Zyniker und Witzbold aber nahm Anlaß zu der Bemerkung:

„Geben Sie Acht, nun fährt auch der verweste Säugling nicht mit."

Und er bekam Recht, denn Herr Spinell ließ wissen, daß er heute Nachmittag arbeiten wolle — er gebrauchte sehr gern das Wort „arbeiten" für seine zweifelhafte Thätigkeit. Übrigens beklagte sich keine Seele über sein Fortbleiben, und ebenso leicht verschmerzte man es, daß die Rätin Spatz sich entschloß, ihrer jüngeren Freundin Gesellschaft zu leisten, da das Fahren sie seekrank mache.

Gleich nach dem Mittagessen, das heute schon gegen zwölf Uhr stattgefunden hatte, hielten die Schlitten vor „Einfried", und in lebhaften Gruppen, vermummt, neugierig und angeregt, bewegten sich die Gäste durch den Garten. Herrn Klöterjahns Gattin stand mit der Rätin Spatz an der Glasthür, die zur Terrasse führte, und

Herr Spinell am Fenster seines Zimmers, um der Abfahrt zuzusehen. Sie beobachteten, wie unter Scherzen und Gelächter kleine Kämpfe um die besten Plätze entstanden, wie Fräulein von Osterloh, eine Pelzboa um den Hals, von einem Gespann zum anderen lief, um Körbe mit Eßwaren unter die Sitze zu schieben, wie Doctor Leander, die Pelzmütze in der Stirn, mit seinen funkelnden Brillengläsern noch einmal das Ganze überschaute, dann ebenfalls Platz nahm und das Zeichen zum Aufbruch gab ... Die Pferde zogen an, ein paar Damen kreischten und fielen hintenüber, die Schellen klapperten, die kurzstieligen Peitschen knallten und ließen ihre langen Schnüre im Schnee hinter den Kufen drein schleppen, und Fräulein von Osterloh stand an der Gatterpforte und winkte mit ihrem Schnupftuch, bis an einer Biegung der Landstraße die gleitenden Gefährte verschwanden, das frohe Geräusch sich verlor. Dann kehrte sie durch den Garten zurück, um ihren Geschäften nachzueilen, die beiden Damen verließen die Glastür, und fast gleichzeitig trat auch Herr Spinell von seinem Aussichtspunkte ab.

Ruhe herrschte im „Einfried". Die Expedition war vor Abend nicht zurück zu erwarten. Die „Schweren" lagen in ihren Zimmern und litten. Herrn Klöterjahns Gattin und ihre ältere Freundin unternahmen einen kurzen Spaziergang, worauf sie in ihre Gemächer zurückkehrten. Auch Herr Spinell befand sich in dem seinen und beschäftigte sich auf seine Art. Gegen vier Uhr brachte man den Damen je einen halben Liter Milch, während Herr Spinell seinen leichten Thee erhielt. Kurze Zeit darauf pochte Herrn Klöterjahns Gattin an die Wand, die ihr Zimmer von dem der Magistratsrätin Spatz trennte, und sagte:

„Wollen wir nicht ins Conversationszimmer hinuntergehen, Frau Rätin? Ich weiß nicht mehr, was ich hier anfangen soll."

„Sogleich, meine Liebe!" antwortete die Rätin. „Ich ziehe nur meine Stiefel an, wenn Sie erlauben. Ich habe nämlich auf dem Bette gelegen, müssen Sie wissen."

Wie zu erwarten stand, war das Konversationszimmer leer. Die Damen saßen am Kaminplatz. Die Rätin Spatz stickte Blumen auf ein Stück Stramin, und auch Herrn Klöterjahns Gattin tat ein paar Stiche, worauf sie die Handarbeit in den Schoß sinken ließ und über die Armlehne ihres Sessels hinweg ins Leere träumte. Schließlich machte sie eine Bemerkung, die nicht lohnte, daß man ihretwegen die Zähne von einander tat; da aber die Rätin Spatz trotzdem „Wie?" fragte, so mußte sie zu ihrer Demütigung den ganzen Satz wiederholen. Die Rätin Spatz fragte nochmals „Wie?" In diesem Augenblicke aber wurden auf dem Vorplatze Schritte laut, die Tür öffnete sich, und Herr Spinell trat ein.

„Störe ich?" fragte er noch an der Schwelle mit sanfter Stimme, indem er ausschließlich Herrn Klöterjahns-Gattin anblickte und den Oberkörper auf eine gewisse zarte und schwebende Art nach vorn beugte ... Die junge Frau antwortete:

„Ei, warum nicht gar? Erstens ist dieses Zimmer doch als Freihafen gedacht, Herr Spinell, und dann: worin sollten Sie uns stören. Ich habe das entschiedene Gefühl, die Rätin zu langweilen ..."

Hierauf wußte er nichts mehr zu erwidern, sondern ließ nur lächelnd seine kariösen Zähne sehen und ging unter den Augen der Damen mit ziemlich unfreien Schritten bis zur Glastür, woselbst er stehen blieb und hinausschaute, indem er in etwas unerzogener Weise den Damen den Rücken zuwandte. Dann machte er eine halbe Drehung rückwärts, fuhr aber fort, in den Garten hinauszublicken, indem er sagte:

„Die Sonne ist fort. Unvermerkt hat der Himmel sich bezogen. Es fängt schon an, dunkel zu werden."

„Wahrhaftig, ja, alles liegt im Schatten", antwortete Herrn Klöterjahns Gattin. „Unsere Ausflügler werden doch noch Schnee bekommen, wie es scheint. Gestern war es um diese Zeit noch voller Tag; nun dämmert es schon."

„Ach", sagte er, „nach allen diesen überhellen Wochen tut das

dunkel den Augen wohl. Ich bin dieser Sonne, die Schönheit und Gemeines mit gleicher Gleichgültigkeit bestrahlt, geradezu dankbar, daß sie sich endlich ein wenig verhüllt!

„Lieben Sie die Sonne nicht, Herr Spinell?"

„Da ich kein Maler bin ... Man wird innerlicher ohne Sonne. — Es ist eine dicke, weißgraue Wolkenschicht. Vielleicht bedeutet es Tauwetter für morgen. Übrigens würde ich Ihnen nicht raten, dort hinten noch auf die Handarbeit zu blicken, gnädige Frau."

„Ach, seien Sie unbesorgt, das tue ich ohnehin nicht. Aber was soll man beginnen?"

Er hatte sich auf den Drehsessel vor dem Piano niedergelassen, indem er einen Arm auf den Deckel des Instrumentes stützte.

„Musik ..." sagte er. „Wer jetzt ein bißchen Musik zu hören bekäme! Manchmal singen die englischen Kinder kleine nigger-songs, das ist Alles."

„Und gestern Nachmittag hat Fräulein von Osterloh in aller Eile die Klosterglocken gespielt," bemerkte Herrn Klöterjahns Gattin.

„Aber Sie spielen ja, gnädige Frau," sagte er bittend und stand auf ... „Sie haben ehemals täglich mit Ihrem Herrn Vater musiziert."

„Ja, Herr Spinell, das war damals! Zur Zeit des Springbrunnens, wissen Sie ..."

„Thun Sie es heute!" bat er. „Lassen Sie dies eine Mal ein paar Takte hören! Wenn Sie wüßten, wie ich dürste ..."

„Unser Hausarzt sowie Doctor Leander haben es mir ausdrücklich verboten, Herr Spinell."

„Sie sind nicht da, weder der Eine noch der Andere! Wir sind frei ... Sie sind frei, gnädige Frau! Ein paar armselige Akkorde ..."

„Nein, Herr Spinell, daraus wird nichts. Wer weiß, was für Wunderdinge Sie von mir erwarten! Und ich habe Alles verlernt, glauben Sie mir. Aus-

wendig kann ich beinahe nichts."

„Oh, dann spielen Sie dieses Reinste nicht! Und hier übrigens sind ja Noten, hier liegen sie, oben auf dem Klavier. Nein, das hier ist nichts. Aber hier ist Chopin …"

„Chopin?"

„Ja, die Nocturnes. Und nun fehlt nur, daß ich die Kerzen anzünde …"

„Glauben Sie nicht, daß ich spiele, Herr Spinell! Ich darf nicht. Wenn es mir nun schadet?!" —

— Er verstummte. Er stand, mit seinen großen Füßen, seinem langen schwarzen Rock und seinem grauhaarigen, verwischten, bartlosen Kopf, im Lichte der beiden Klavierkerzen und ließ die Hände hinunterhängen.

„Nun bitte ich nicht mehr", sagte er endlich leise. „Wenn Sie fürchten, sich zu schaden, gnädige Frau, so lassen Sie die Schönheit tot und stumm, die unter Ihren Fingern laut werden möchte. Sie waren nicht immer so sehr verständig; wenigstens nicht, als es im Gegenteile galt, sich der Schönheit zu begeben. Sie waren nicht besorgt um Ihren Körper und zeigten einen unbedenklicheren und festeren Willen, als Sie den Springbrunnen verließen und die kleine goldene Krone ablegten … Hören Sie", sagte er nach einer Pause, und seine Stimme senkte sich noch mehr, „wenn Sie jetzt hier niedersitzen und spielen wie einst, als noch Ihr Vater neben Ihnen stand und seine Geige jene Töne singen ließ, die Sie weinen machten … dann kann es geschehen, daß man sie wieder heimlich in Ihrem Haare blinken sieht, die kleine, goldene Krone …"

„Wirklich?" fragte sie und lächelte … Zufällig versagte ihr die Stimme bei diesem Wort, sodaß es zur Hälfte heiser und zur Hälfte tonlos herauskam. Sie hüstelte und sagte dann:

„Sind es wirklich die Nocturnes von Chopin, die Sie da haben?"

„Gewiß. Sie sind aufgeschlagen, und alles ist bereit."

„Nun, so will ich denn in Gottes Namen eins davon spielen", sagte sie. „Aber nur eins, hören Sie? Dann werden Sie sicher für immer genug haben."

Damit erhob sie sich, legte ihre Handarbeit bei Seite und ging zum Clavier. Sie nahm auf dem Drehsessel Platz, auf dem ein paar gebundene Notenbücher lagen, richtete die Lichter und blätterte in den Noten. Herr Spinell hatte einen Stuhl an ihre Seite gerückt und saß neben ihr wie ein Musiklehrer.

Sie spielte das Nocturne in Es-dur, opus 9 Nummer 2. Wenn sie wirklich einiges verlernt hatte, so mußte ihr Vortrag ehedem vollkommen künstlerisch gewesen sein. Das Piano war nur mittelmäßig, aber schon nach den ersten Griffen wußte sie es mit sicherem Geschmack zu behandeln. Sie zeigte einen nervösen Sinn für differenzierte Klangfarbe und eine Freude an rhythmischer Beweglichkeit, die bis zum Phantastischen ging. Ihr Anschlag war sowohl fest als weich. Unter ihren Händen sang die Melodie ihre letzte Süßigkeit aus, und mit einer zögernden Grazie schmiegten sich die Verzierungen um ihre Glieder.

Sie trug das Kleid vom Tage ihrer Ankunft: die dunkle, gewichtige Taille mit den plastischen Sammetarabesken, die Haupt und Hände so unwirklich zart erscheinen ließ. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht beim Spiele, aber es schien, als ob die Umrisse ihrer Lippen noch klarer würden, die Schatten in den Winkeln ihrer Augen sich vertieften. Als sie geendigt hatte, legte sie die Hände in den Schoß und fuhr fort, auf die Noten zu blicken. Herr Spinell blieb ohne Laut und Bewegung sitzen.

Sie spielte noch ein Nocturne, spielte ein zweites und drittes. Dann erhob sie sich; aber nur, um auf dem oberen Clavierdeckel nach neuen Noten zu suchen.

Herr Spinell hatte den Einfall, die Bände in schwarzen Pappdeckeln zu untersuchen, die auf dem Drehsessel lagen. Plötzlich stieß er einen unverständlichen Laut aus, und seine großen weißen Hände fingerten leidenschaftlich an einem dieser ver-

vernachlässigten Bücher.

„Nicht möglich!... Es ist nicht wahr!...“ sagte er... „Und dennoch täusche ich mich nicht!... Wissen Sie, was es ist?... Was hier lag?... Was ich hier halte?...“

„Was ist es?“ fragte sie.

Da wies er ihr stumm das Titelblatt. Er war ganz bleich, ließ das Buch sinken und sah sie mit zitternden Lippen an.

„Wahrhaftig? Wie kommt das hierher? Also geben Sie“, sagte sie einfach, stellte die Noten aufs Pult, setzte sich und begann nach einem Augenblick der Stille mit der ersten Seite.

Er saß neben ihr, vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knieen gefaltet, mit gesenktem Kopfe. Sie spielte den Anfang mit einer ausschweifenden und quälenden Langsamkeit, mit beunruhigend gedehnten Pausen zwischen den einzelnen Figuren. Das Sehnsuchtsmotiv, eine einsame und irrende Stimme in der Nacht, ließ leise seine bange Frage vernehmen. Eine Stille und ein Warten. Und siehe, es antwortet: der selbe zage und einsame Klang, nur eine Octave höher. Ein neues Schweigen. Da setzte mit jenem gedämpften und wundervollen Sforzato, das ist wie ein sich Aufraffen und seliges Aufbegehren der Leidenschaft, das Liebesmotiv ein, stieg aufwärts, rang sich entzückt empor bis zur süßen Verschlingung, sank, sich lösend, zurück, und mit ihrem tiefen Gesang von schwerer, schmerzlicher Wonne traten die Celli hervor und führten die Weise fort...

Nicht ohne Erfolg versuchte die Spielende auf dem armseligen Instrument die Wirkungen des Orchesters anzudeuten. Die Violinläufe der großen Steigerung erklangen mit leuchtender Präzision. Sie spielte mit preziöser Andacht, verharrte gläubig bei jedem Gebilde und hob demütig und demonstrativ das Einzelne hervor, wie der Priester das Allerheiligste über sein Haupt erhebt. Was geschah? Zwei Kräfte, zwei entrückte Wesen strebten in Leiden und Seligkeit nach einander und umarmten sich in dem verzückten und wahnsinnigen Begehren nach dem Ewigen und Absoluten... Das Vorspiel flammte

auf und neigte sich. Sie endigte da, wo der Vorhang sich teilt, und saß dann fort, schweigend auf die Noten zu blicken.

Unterdessen hatte bei der Rätin Spatz die Langeweile jenen Grad erreicht, wo sie das Menschenantlitz entstellt, ihm die Augen aus dem Kopfe treibt und ihm einen leichenhaften und furchteinflößenden Ausdruck verleiht. Außerdem wirkte diese Art von Musik auf ihre Magennerven, sie versetzte diesen dyspeptischen Organismus in Angstzustände und machte, daß die Rätin einen Krampfanfall befürchtete.

„Ich bin genötigt, auf mein Zimmer zu gehen", sagte sie schwach. „Leben Sie wohl, ich kehre zurück..."

Damit ging sie. Die Dämmerung war weit vorgeschritten. Draußen sah man dicht und lautlos den Schnee auf die Terrasse herniedergehen. Die beiden Kerzen gaben ein wankendes und begrenztes Licht.

„Den zweiten Aufzug", flüsterte er; und sie wandte die Seiten und begann mit dem zweiten Aufzug.

Hörnerschall verlor sich in der Ferne. Wie? oder war es das Säuseln des Laubes? Das sanfte Rieseln des Quells? Schon hatte die Nacht ihr Schweigen durch Hain und Haus gegossen, und kein flehendes Mahnen vermochte dem Walten der Sehnsucht mehr Einhalt zu tun. Das heilige Geheimnis vollendete sich. Die Leuchte erlosch, mit einer seltsamen, plötzlich gedeckten Klangfarbe senkte das Todesmotiv sich herab, und in jagender Ungeduld ließ die Sehnsucht ihren weißen Schleier dem Geliebten entgegenflattern, der ihr mit ausgebreiteten Armen durchs Dunkel nahte.

O überschwänglicher und unersättlicher Jubel der Vereinigung im ewigen Jenseits der Dinge! Des quälenden Irrtums entledigt, den Fesseln des Raumes und der Zeit entronnen, verschmolzen das Du und das Ich, das Dein und Mein sich zu erhabener Wonne. Trennen konnte sie des Tages tückisches Blendwerk, doch seine prahlende Lüge vermochte die Nachtsichtigen nicht mehr zu täuschen, seit die Kraft des Zaubertrankes ihnen

dem Blick geweiht. Wer liebend des Todes Nacht und ihr tiefes Geheimnis erschaute, dem blieb im Wahn des Lichtes ein einzig Sehnen, die Sehnsucht hin zur heiligen Nacht, der ewigen, wahren, der einsmachenden …

O sink hernieder, Nacht der Liebe, gieb ihnen jenes Vergessen, das sie ersehnen, umschließe sie ganz mit deiner Wonne und löse sie los von der Welt des Truges und der Trennung. Siehe, die letzte Leuchte verlosch! Denken und Dünken versank in heiliger Dämmerung, die sich welterlösend über des Wahnes Qualen breitet. Dann, wenn das Blendwerk erbleicht, wenn in Entzücken sich mein Auge bricht: das, wovon die Lüge des Tages mich ausschloß, was sie zur unstillbaren Qual meiner Sehnsucht täuschend entgegenstellte, – selbst dann, o Wunder der Erfüllung! selbst dann bin ich die Welt. – Und es erfolgte, zu Brangänens dunklem Habet Acht-Gesange, jener Aufstieg der Violinen von fis- zu h-dur, welcher höher ist, als alle Vernunft.

„Ich verstehe nicht Alles, Herr Spinell; sehr Vieles ahne ich nur. Was bedeutet doch dieses – Selbst – dann bin ich die Welt –?"

Er erklärte es ihr, leise und kurz.

„Ja, so ist es. – Wie kommt es nur, daß Sie, der Sie es so gut verstehen, es nicht auch spielen können?"

Seltsamer Weise vermochte er dieser harmlosen Frage nicht Stand zu halten. Er erröthete, rang die Hände und versank gleichsam mit seinem Stuhle.

„Das trifft selten zusammen", sagte er endlich gequält. „Nein, spielen kann ich nicht. – Aber fahren Sie fort".

Und sie fuhren fort in den trunkenen Gesängen des Mysterienspieles. Starb je die Liebe? Tristans Liebe? Die Liebe deiner und meiner Isolde? Oh, des Todes Streiche erreichen die Ewige nicht! Was stürbe, als was uns stört, was die Einigen täuschend entzweit? Durch ein süßes Und verknüpfte sie beide die Liebe … zerriß es der Tod, wie anders, als mit des einen eigenem Leben, wäre dem Anderen der Tod

gegeben? Und ein geheimnisvoller Zwiegesang vereinigte sie in der namenlosen Hoffnung des Liebestodes, des endlos ungetrennten Umfangenseins im Wunderreiche der Nacht. Süße Nacht! Ewige Liebesnacht! Alles umspannendes Land der Seligkeit! Wer dich ahnend erschaut, wie könnte er ohne Bangen je zum öden Tage zurückerwachen? Banne du das Bangen, holder Tod! Löse du nun die Sehnenden ganz von der Not des Erwachens! O fassungsloser Sturm der Rhythmen! O chromatisch empordrängendes Entzücken der metaphysischen Erkenntnis! Wie sie fassen, wie sie lassen, diese Wonne fern der Sonne, fern der Trennungsqualen des Lichts? Sanftes Sehnen ohne Trug und Bangen, hehres, leidloses Verlöschen, überseliges Dämmern im Unermeßlichen! Du Isolde, Tristan ich, nicht mehr Tristan, nicht mehr Isolde – – –

Plötzlich geschah etwas Erschreckendes. Die Spielende brach ab und führte ihre Hand über die Augen, um ins Dunkel zu spähen, und Herr Spinell wandte sich rasch auf seinem Sitze herum. Die Tür dort hinten, die zum Korridor führte, hatte sich geöffnet, und herein kam eine finstere Gestalt, gestützt auf den Arm einer zweiten. Es war ein Gast von „Einfried", der gleichfalls nicht in der Lage gewesen war, an der Schlittenpartie teilzunehmen, sondern diese Abendstunde zu einem seiner instinktiven und traurigen Rundgänge durch die Anstalt benutzte, es war die Pastorin Höhlenrauch am Arme ihrer Pflegerin. Ohne aufzublicken durchmaß sie mit tappenden, wandernden Schritten den Hintergrund des Gemaches und entschwand durch die entgegengesetzte Tür, – stumm und stier, irrwandelnd und unbewußt. – Es herrschte Stille.

„Das war die Pastorin Höhlenrauch", sagte er.

„Ja, das war die arme Höhlenrauch", sagte sie. Dann wandte sie die Blätter und spielte den Schluß des Ganzen, spielte Isoldens Liebestod.

Wie farblos und klar ihre Lippen waren und wie die Schatten in den Winkeln ihrer Augen sich vertieften! Oberhalb der Braue, in ihrer durchsichtigen Stirn, trat angestrengt und beunruhigend das blaßblaue Äderchen deutlicher und deutlicher hervor. Unter

ihren arbeitenden Händen vollzog sich die unerhörte Steigerung, zerteilt von jenem beinahe ruchlosen plötzlichen Pianissimo, das wie ein Entgleiten des Bodens unter den Füßen und wie ein Versinken in sublimer Begierde ist. Der Überschwang einer ungeheueren Erlösung und Erfüllung brach herein, wiederholte sich, ein betäubendes Brausen maßloser Befriedigung, unersättlich wieder und wieder, formte sich zurückflutend um, schien verhauchen zu wollen, wob noch einmal das Sehnsuchtsmotiv in seine Harmonie, hauchte aus, erstarb, verklang, entschwebte. Tiefe Stille.

Sie horchten beide, legten die Köpfe auf die Seite und horchten.

„Das sind Schellen", sagte sie.

„Es sind die Schlitten", sagte er. „Ich gehe."

Er stand auf und ging durch das Zimmer. An der Tür dort hinten machte er Halt, wandte sich um und trat einen Augenblick unruhig von einem Fuß auf den anderen. Und dann begab es sich, daß er, fünfzehn oder zwanzig Schritte von ihr entfernt, auf seine Kniee sank, lautlos auf beide Kniee. Sein langer schwarzer Gehrock breitete sich auf dem Boden aus. Er hielt die Hände über seinem Munde gefaltet, und seine Schultern zuckten.

Sie saß, die Hände im Schoße, vornüber gebeugt, vom Klavier abgewandt und blickte auf ihn. Ein ungewisses und bedrängtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und ihre Augen spähten sinnend, und so mühsam ins Halbdunkel, daß sie eine kleine Neigung zum Schielen zeigten.

Aus weiter Ferne her näherten sich Schellengeklingel, Peitschenknall und das Durcheinanderklingen menschlicher Stimmen.

9.

Die Schlittenpartie, von der lange noch Alle sprachen, hatte am 26ten Februar stattgefunden. Am 27ten, einem Tauwettertage, an dem Alles sich erweichte, troffte,

glaubte, floß, ging es der Gattin Herrn Klöterjahns vortrefflich. Am 28ten d. gab sie ein wenig Blut von sich ... o, unbedeutend; aber es war Blut. Zu gleicher Zeit wurde sie von einer Schwäche befallen, so groß wie noch niemals, und legte sich nieder.

Doctor Leander untersuchte sie, und sein Gesicht war steinkalt dabei. Dann verordnete er, was die Wissenschaft vorschreibt: Eisstückchen, Morphium, unbedingte Ruhe. Übrigens legte er am folgenden Tage wegen Überbürdung die Behandlung nieder und übertrug sie an Doctor Müller, der sie pflicht- und contractgemäß in aller Sanftmut übernahm: ein stiller, blasser, unbedeutender und wehmütiger Mann, dessen bescheidene und ruhmlose Thätigkeit den beinahe Gesunden und den Hoffnungslosen gewidmet war.

Die Ansicht, der er vor Allem Ausdruck gab, war die, daß die Trennung zwischen den Klöterjahn'schen Eheleuten nun schon recht lange währe. Es sei dringend wünschenswerth, daß Herr Klöterjahn, wenn anders sein blühendes Geschäft es irgend gestatte, wieder einmal zu Besuch nach „Einfried" käme. Man könne ihm schreiben, ihm vielleicht ein kleines Telegramm zukommen lassen ... Und sicherlich würde es die junge Mutter beglücken und stärken, wenn er den kleinen Anton mitbrächte: abgesehen davon, daß es für die Ärzte geradezu interessant sein würde, die Bekanntschaft dieses gesunden kleinen Anton zu machen.

Und siehe, Herr Klöterjahn erschien. Er hatte Doctor Müllers kleines Telegramm erhalten und kam vom Strande der Ostsee. Er stieg aus dem Wagen, ließ sich Kaffee und Buttersemmeln geben und sah sehr verdutzt aus.

„Herr", sagte er, „was ist? Warum ruft man mich zu ihr?"

„Weil es wünschenswerth ist," antwortete Doctor Müller, „daß Sie jetzt in der Nähe Ihrer Frau Gemahlin weilen".

„Wünschenswerth ... Wünschenswerth ... Aber auch nothwendig? Ich sehe auf mein Geld, mein Herr, die Zeiten sind schlecht, und die Eisenbahnen sind theuer. War diese Tagesreise nicht zu umgehen? Ich wollte nichts sagen, wenn es beispielsweise die Lunge

wäre; aber da es gottseidank die Luftröhre ist ..."

„Herr Klöterjahn", sagte Doktor Müller sanft, „erstens ist die Luftröhre ein wichtiges Organ ..." Er sagte unkorrekter Weise „erstens", obgleich er gar kein „zweitens" darauf folgen ließ.

Gleichzeitig aber mit Herrn Klöterjahn war eine überzählige, ganz in Rot, Schottisch und Gold gekleidete Person in „Einfried" eingetroffen, und sie war es, die auf ihrem Arme Anton Klöterjahn den Jüngeren, den kleinen gesunden Anton trug. Ja, er war da, und niemand konnte leugnen, daß er in der Tat von einer exzessiven Gesundheit war. Rosig und weiß, sauber und frisch gekleidet, dick und duftig lastete er auf dem nackten roten Arm seiner betreßten Dienerin, verschlang ungeheuerliche Mengen von Milch und gehacktem Fleisch, schrie und überließ sich in jeder Beziehung seinen Instinkten.

Vom Fenster seines Zimmers aus hatte der Schriftsteller Spinell die Ankunft des jungen Klöterjahn beobachtet. Mit einem seltsamen, verschleierten und dennoch scharfen Blick hatte er ihn ins Auge gefaßt, während er vom Wagen ins Haus getragen wurde, und war dann noch längere Zeit mit dem selben Gesichtsausdruck an seinem Platze verharrt.

Von da an mied er das Zusammentreffen mit Anton Klöterjahn dem Jüngeren so weit als tunlich. —

10.

Herr Spinell saß in seinem Zimmer und „arbeitete".

Es war ein Zimmer wie alle in „Einfried": altmodisch, einfach und distinguiert. Die massige Kommode war mit metallenen Löwenköpfen beschlagen, der hohe Wandspiegel war keine glatte Fläche, sondern aus vielen kleinen quadratischen, in Blei gefaßten Scherben zusammengesetzt, kein Teppich bedeckte den bläulich lackierten Estrich, in dem die steifen Beine der Meubles als klare Schatten sich fortsetzten. Ein geräumiger Schreibtisch stand in der Nähe des Fensters, vor welches der Romancier

einen gelben Vorhang gezogen hatte, wahrscheinlich, um sich innerlicher zu machen.

In gelblicher Dämmerung saß er über die Platte des Sekretärs gebeugt und schrieb, — schrieb an einem jener zahllosen Briefe, die er allwöchentlich zur Post befördern ließ, und auf die er belustigenderweise meistens gar keine Antwort erhielt. Ein großer, starker, kurioser Bogen lag vor ihm, in dessen linkem oberen Winkel unter einer verzwickt gezeichneten Landschaft der Name Detlev Spinell in völlig neuartigen Lettern zu lesen war, und den er mit einer kleinen, sorgfältig gemalten und überaus reinlichen Handschrift bedeckte.

„Mein Herr!" stand dort. „Ich richte die folgenden Zeilen an Sie, weil ich nicht anders kann, weil das, was ich Ihnen zu sagen habe, mich erfüllt, mich quält und zittern macht, weil mir die Worte mit einer solchen Heftigkeit zuströmen, daß ich an ihnen ersticken würde, dürfte ich mich ihrer nicht in diesem Briefe entlasten..."

Der Wahrheit die Ehre zu geben, so war dies mit dem „Zuströmen" ganz einfach nicht der Fall, und Gott wußte, aus was für eitlen Gründen Herr Spinell es behauptete. Die Worte schienen ihm durchaus nicht zuzuströmen, für einen, dessen bürgerlicher Beruf das Schreiben ist, kam er jämmerlich langsam von der Stelle, und wer ihn sah, mußte zu der Anschauung gelangen, daß ein Schriftsteller ein Mann ist, dem das Schreiben schwerer fällt, als allen anderen Leuten.

Mit zwei Fingerspitzen hielt er eines der sonderbaren Flaumhärchen an seiner Wange erfaßt und drehte viertelstundenlang daran, indem er ins Leere starrte und nicht um eine Zeile vorwärts rückte, schrieb dann ein paar zierliche Wörter und stockte aufs Neue. Andererseits muß man zugeben, daß das, was schließlich zustande kam, den Eindruck der Glätte und Lebhaftigkeit erweckte, wenn es auch inhaltlich einen wunderlichen, fragwürdigen und oft sogar unverständlichen Charakter trug.

„Es ist", so setzte der Brief sich fort, „das unabweisliche Bedürfnis, daß,

was ich sehe, was seit Wochen als eine unauslöschliche Vision vor meinen Augen steht, auch Sie sehen zu machen, daß Sie mit meinen Augen, in derjenigen sprachlichen Entäußerung schauen zu lassen, in der es vor meinem inneren Blicke steht. Ich bin gewohnt, diesem Drange zu weichen, der mich zwingt, in unvergeßlichen und flammend richtig an ihrem Platze stehenden Worten meine Erlebnisse zu denen der Welt zu machen. Und darum hören Sie mich an.

„Ich will nicht, es sagen, was wahr und ist, ich erzähle lediglich eine Geschichte, eine ganz kurze, aufrichtig ungeschminkte Geschichte, erzähle sie ohne Commentar, ohne Anklage und Urteil, nur mit schlichten Worten. Es ist die Geschichte Gabriele Falkhoffs, mein Herr, der Frau, die Sie die Ihrige nannten ... und merken Sie wohl! Sie waren es, der sie erlebte; und dennoch bin ich es, dessen Wort sie Ihnen erst in Wahrheit zur Bedeutung eines Erlebnisses erheben wird.

„Erinnern Sie sich des Gartens, mein Herr, des alten, verwilderten Gartens hinter dem grauen Patrizierhause? Das grüne Moos sproß in den Fugen der verwitterten Mauern, die seine verträumte Wildnis umschlossen. Erinnern Sie sich auch des Springbrunnens in seiner Mitte? Lilafarbene Lilien neigten sich über sein moosiges Rund, und sein weißer Strahl plauderte geheimnisvoll auf das zerklüftete Gestein hinab. Der Sommertag neigte sich.

Sieben Jungfrauen saßen im Kreis um den Brunnen; in das Haar der Siebenten aber, der hohen, der feinen, schien die sinkende Sonne heimlich ein schimmerndes Abzeichen der Oberhoheit zu weben. Ihre Augen waren wie ängstliche Träume, und dennoch lächelten ihre blassen Lippen ...

Sie sangen. Sie hielten ihre blassen Gesichter zur Höhe des Springstrahles emporgewandt, dorthin, wo er in müder und edler Rundung sich zum Falle neigte, und ihre leisen, hellen Stimmen umschwebten seinen schlanken Tanz. Vielleicht hielten sie ihre zarten Hände um ihre Knie gefaltet, indeß sie sangen ...

„Entsinnen Sie sich des Bildes, mein Herr? Sehen Sie es? Sie sehen

es nicht. Ihre Augen waren nicht geschaffen dafür und Ihre Ohren nicht, die keusche Süßigkeit seiner Melodie zu vernehmen. Sahen Sie es – Sie durften nicht wagen, zu atmen, Sie mußten Ihrem Herzen zu schlagen wehren. Sie mußten gehen, zurück ins Leben, in Ihr Leben, und für den Rest Ihrer Erdenreise das Geschaute als ein unantastbares und unverletzliches Heiligtum in Ihrer Seele bewahren. Was aber taten Sie?

Dies Bild war ein Ende, mein Herr; mußten Sie kommen und es zerstören, um ihm eine Fortsetzung der Gemeinheit und des häßlichen Leidens zu geben? Es war eine rührende und friedevolle Apotheose, getaucht in die abendliche Verklärung des Verfalles, der Auflösung und des Verlöschens. Ein altes Geschlecht, zu müde bereits und zu edel zur Tat und zum Leben, steht am Ende seiner Tage, und seine letzten Äußerungen sind Laute der Kunst, ein paar Geigentöne, voll von der wissenden Wehmut der Sterbensreife ... Sahen Sie die Augen, denen diese Töne Tränen entlockten? Vielleicht, daß die Seelen der sechs Gespielinnen dem Leben gehörten; diejenige aber ihrer schwesterlichen Herrin gehörte der Schönheit und dem Tode.

Sie sahen sie, diese Todesschönheit: sahen sie an, um ihrer zu begehren. Nichts von Ehrfurcht, nichts von Scheu berührte Ihr Herz gegenüber ihrer rührenden Heiligkeit. Es genügte Ihnen nicht, zu schauen; Sie mußten besitzen, ausnutzen, entweihen... Wie fein Sie Ihre Wahl trafen! Sie sind ein Gourmand, mein Herr, ein plebejischer Gourmand, ein Bauer mit Geschmack.

Ich bitte Sie, zu bemerken, daß ich keineswegs den Wunsch hege, Sie zu kränken. Was ich sage, ist kein Schimpf, sondern die Formel, die einfache psychologische Formel für Ihre einfache, litterarisch gänzlich uninteressante Persönlichkeit, und ich spreche sie aus, nur weil es mich treibt, Ihnen Ihr eigenes Tun und Wesen ein wenig zu erhellen, weil es auf Erden mein unausweichlicher Beruf ist, die Dinge bei Namen zu nennen, sie reden zu machen und das Unbewußte zu durchleuchten. Die Welt ist voll von dem, was ich den „unbewußten Typus" nenne: und ich ertrage

sie nicht, alle diese unbewußten Typen! Ich ertrage es nicht, all dies dumpfe, unwissende und erkenntnislose Leben und Handeln, diese Welt von aufreizender Naivetät um mich her: es treibt mich mit quälender Unwiderstehlichkeit, alles Sein in der Nähe zu erläutern, auszusprechen und zum Bewußtsein zu bringen, so weit meine Kräfte reichen, — unbekümmert darum, ob dies eine fördernde oder hemmende Wirkung nach sich zieht, ob es Trost und Linderung bringt oder Schmerz zufügt.

Sie sind, mein Herr, wie ich sagte, ein plebejischer Gourmand, ein Bauer mit Geschmack. Eigentlich von plumper Constitution und auf einer äußerst niedrigen Entwicklungsstufe befindlich, sind Sie durch Reichtum und sitzende Lebensweise zu einer plötzlichen, unhistorischen und barbarischen Corruption des Nervensystems gelangt, die eine gewisse lüsterne Verfeinerung des Genußbedürfnisses nach sich zieht. Wohl möglich, daß die Muskeln Ihres Schlundes in eine schmatzende Bewegung geriethen, wie angesichts einer köstlichen Suppe oder seltenen Platte, als Sie beschlossen, Gabriele Eckhof zu eigen zu nehmen …

„In der That, Sie lenken ihren verträumten Willen in die Irre, Sie führen sie aus dem verwucherten Garten in das Leben und in die Häßlichkeit, Sie geben ihr Ihren ordinären Namen und machen sie zum Eheweibe, zur Hausfrau, machen sie zur Mutter. Sie erniedrigen die müde, scheue und in erhabener Unbrauchbarkeit blühende Schönheit des Todes in den Dienst des gemeinen Alltags und jenes blöden, ungefügen und verächtlichen Götzen, den man die Natur nennt, und nicht eine Ahnung von der tiefen Niederträchtigkeit dieses Beginnens regt sich in Ihrem bäurischen Gewissen.

Nochmals: Was geschieht? Sie, mit den Augen, die wie ängstliche Träume sind, schenkt Ihnen ein Kind; sie giebt diesem Wesen, das eine Fortsetzung der niedrigen Existenz seines Erzeugers ist, Alles mit was sie an Blut und Lebensmöglichkeit besitzt, und stirbt. Sie stirbt, mein Herr! Und wenn sie nicht in Gemeinheit dahinfährt, wenn sie dennoch zuletzt sich aus den Tiefen ihrer Erniedrigung erhob und stolz und selig unter dem tödlichen Kusse der

Schönheit vergeht, so ist das meine Sorge gewesen. Die Ihre war es wohl unterdessen, sich auf verschwiegenen Korridoren mit Stubenmädchen die Zeit zu verkürzen.

Ihr Kind aber, Gabriele Eckhofs Sohn, gedeiht, lebt und triumphiert. Vielleicht wird er das Leben seines Vaters fortführen, ein handeltreibender, steuerzahlender und gut speisender Bürger werden; vielleicht ein Soldat oder Beamter, eine unwissende und tüchtige Stütze des Staates; in jedem Falle ein amusisches, normal funktionierendes Geschöpf, skrupellos und zuversichtlich, stark und dumm.

Nehmen Sie das Geständnis, mein Herr, daß ich Sie hasse, Sie und Ihr Kind, wie ich das Leben selbst hasse, das gemeine, das lächerliche und dennoch triumphierende Leben, das Sie darstellen, den ewigen Gegensatz und Todfeind der Schönheit. Ich darf nicht sagen, daß ich Sie verachte. Ich kann es nicht. Ich bin ehrlich. Sie sind der Stärkere. Ich habe Ihnen im Kampfe nur eines entgegenzustellen, das erhabene Gewaffen und Rachewerkzeug der Schwachen: Geist und Wort. Heute habe ich mich seiner bedient. Denn dieser Brief – auch darin bin ich ehrlich, mein Herr, – ist nichts als ein Racheakt, und ist nur ein einziges Wort darin scharf, glänzend und schön genug, Sie betroffen zu machen, Sie eine fremde Macht spüren zu lassen, Ihren robusten Gleichmut einen Augenblick ins Wanken zu bringen, so will ich frohlocken.

Detlev Spinell."

Und dieses Schriftstück couvertierte und frankierte Herr Spinell, versah es mit einer zierlichen Adresse und überlieferte es der Post.

11.

Herr Klöterjahn pochte an Herrn Spinells Stubentür; er hielt einen großen, reinlich beschriebenen Bogen in der Hand und sah aus wie ein Mann, der entschlossen ist, energisch vorzugehen. Die Post hatte ihre Pflicht getan, der Brief war seinen Weg gegangen, er hatte die wunderliche Reise von „Einfried" nach „Einfried" gemacht und war richtig in die Hände des Adressaten gelangt. Es war vier Uhr am Nachmittage.

Als Herr Klöterjahn eintrat, saß Herr Spinell auf dem Sofa und

las in seinem eigenen Roman mit der verwirrenden Umschlagzeichnung. Er stand auf und sah den Besucher überrascht und fragend an, obgleich er deutlich errötete.

„Guten Tag!" sagte Herr Klöterjahn. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie in Ihren Beschäftigungen störe. Aber darf ich fragen, ob Sie das geschrieben haben?" Damit hielt er den großen, reinlich beschriebenen Bogen mit der linken Hand empor und schlug mit dem Rücken der rechten darauf, sodaß es heftig knisterte. Hierauf schob er die Rechte in die Tasche seines weiten, bequemen Beinkleides, legte den Kopf auf die Seite und öffnete, wie manche Leute pflegen, den Mund zum Horchen.

Sonderbarer Weise lächelte Herr Spinell; er lächelte zuvorkommend, ein wenig verwirrt und halb entschuldigend, führte die Hand zum Kopfe, als besänne er sich und sagte:

„Ah, richtig ... ja ... ich erlaubte mir ..."

Die Sache war die, daß er sich heute gegeben hatte, wie er war, und bis gegen Mittag geschlafen hatte. Infolge hiervon litt er an schlimmen Gewissensbissen und blödem Kopfe, fühlte er sich nervös und wenig widerstandsfähig. Hinzu kam, daß die Frühlingsluft, die eingetreten war, ihn matt und zur Verzweiflung geneigt machte. Dies Alles muß erwähnt werden, als Erklärung dafür, daß er sich während dieser Scene so äußerst albern benahm.

„So! Aha! Schön!" sagte Herr Klöterjahn, indem er das Kinn auf die Brust drückte, die Brauen emporzog, die Arme reckte und eine Menge ähnlicher Anstalten traf, nach Erledigung dieser Formfrage ohne Erbarmen zur Sache zu kommen. Aus Freude an seiner Person ging er ein wenig zu weit in diesen Anstalten; was schließlich erfolgte entsprach nicht völlig der drohenden Umständlichkeit dieser mimischen Vorbereitungen. Aber Herr Spinell war ziemlich bleich.

„Sehr schön!" wiederholte Herr Klöterjahn. „Dann lassen Sie sich die Antwort mündlich geben, mein Lieber, und zwar in Anbetracht des Umstandes, daß ich es für blödsinnig halte, Jemandem, den man stündlich sprechen kann, seitenlange Briefe zu schreiben ..."

„Nun ... blödsinnig ...“ sagte Herr Spinell lächelnd, entschuldigend und beinahe demütig ...

„Blödsinnig!“ wiederholte Herr Klöterjahn und schüttelte heftig den Kopf, um zu zeigen, wie unangreifbar sicher er seiner Sache sei. „Und ich würde das Geschreibsel nicht eines Wortes würdigen, es wäre mir, offen gestanden, ganz einfach als Butterbrotpapier zu schlecht, wenn es mich nicht über gewisse Dinge aufklärte, die ich bis dahin nicht begriff, gewisse Veränderungen ... Übrigens geht Sie das nicht an und gehört nicht zur Sache. Ich bin ein tätiger Mann, ich habe Besseres zu bedenken, als Ihre unaussprechlichen Visionen ...“

„Ich habe ‹unauslöschliche Vision› geschrieben“, sagte Herr Spinell und richtete sich auf. Es war der einzige Moment dieses Auftritts, in dem er ein wenig Würde an den Tag legte.

„Unauslöschlich ... unaussprechlich ...!“ entgegnete Herr Klöterjahn und blätterte im Manuskript. „Sie schreiben eine Hand, die miserabel ist, mein Lieber; ich möchte Sie nicht in meinem Kontor beschäftigen. Auf den ersten Blick scheint es ganz sauber, aber bei Lichte besehen ist es voller Lücken und Zittrigkeiten. Übrigens, Gott weiß, wenden Sie fortwährend drei Punkte statt einem an. Aber das ist Ihre Sache und geht mich nichts an. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie erstens ein Hanswurst sind, — nun, das ist Ihnen hoffentlich bekannt. Außerdem aber sind Sie ein großer Feigling, und auch das brauche ich Ihnen wohl nicht ausführlich zu beweisen. Meine Frau hat mir einmal geschrieben, Sie sähen den Weibspersonen, denen Sie begegnen, nicht ins Gesicht, sondern schielten nur so hin, um eine schöne Ahnung davonzutragen, aus Angst vor der Wirklichkeit. Leider hat sie später aufgehört, in ihren Briefen von Ihnen zu erzählen; sonst wüßte ich noch mehr Geschichten von Ihnen. Aber so sind Sie. ‹Schönheit› ist Ihr drittes Wort, aber im Grunde ist es nichts als Bangebüchsigkeit und Duckmäuserei und Neid, und daher wohl auch Ihre unverschämte Bemerkung von den ‹verschwiegenen Korridoren›, die mich wohl so recht durchbohren sollte und mir doch bloß Spaß gemacht hat, Spaß hat sie mir gemacht! Aber wissen Sie nun Bescheid? Habe ich Ihnen Ihr ... Ihr ‹Tun und Wesen› ein wenig erhellt, Sie Jammermensch? Obgleich es nicht mein ‹unausbleiblicher Beruf› ist, hö, hö! ...“

„Ich habe ‹unausweichlicher Beruf› geschrieben“, sagte Herr Spinell;

aber er gab es gleich wieder auf. Er stand da, hilflos und abgekanzelt, wie ein großer, kläglicher, grauhaariger Schuljunge.

„Unausweichlich ... unausbleiblich ... Ein widerwärtiger Feigling sind Sie, sage ich Ihnen. Täglich sehen Sie mich bei Tische. Sie grüßen mich und lächeln, Sie reichen mir Schüsseln und lächeln, Sie wünschen mir gesegnete Mahlzeit und lächeln. Und eines Tages schicken Sie mir solch einen Wisch voll blödsinniger Injurien auf den Hals. Hö, ja, schriftlich haben Sie Mut! Und wenn es bloß dieser lachhafte Brief wäre. Aber Sie haben gegen mich intrigiert, hinter meinem Rücken gegen mich intrigiert, ich begreife es jetzt sehr wohl ... obgleich Sie sich nicht einzubilden brauchen, daß es Ihnen etwas genützt hat, Sie infamer Kerl! Wenn Sie sich etwa der Hoffnung hingeben, meiner Frau Grillen in den Kopf gesetzt zu haben, so befinden Sie sich auf dem Holzwege, mein verehrter Herr, dazu ist sie ein zu vernünftiger Mensch! Oder wenn Sie am Ende gar glauben, daß sie mich irgendwie anders als sonst empfangen hat, mich und das Kind, als wir kamen, so setzen Sie Ihrer Abgeschmacktheit die Krone auf! Wenn sie dem Kleinen keinen Kuß gegeben hat, so geschah es aus Vorsicht, weil neuerdings die Hypothese aufgetaucht ist, daß es nicht die Luftröhre sondern die Lunge ist und man in diesem Falle nicht wissen kann ... obgleich es übrigens noch sehr zu beweisen ist, das mit der Lunge, und Sie mit Ihrem ‚Sie starb, mein Herr!' – Sie sind ein Esel!"

Hier suchte Herr Klöterjahn seine Atmung ein wenig zu regeln. Er war nun sehr in Zorn geraten, stach beständig mit dem rechten Zeigefinger in die Luft und richtete das Manuskript in seiner Linken aufs übelste zu. Sein Gesicht, zwischen dem blonden englischen Backenbart, war furchtbar rot, und seine umwölkte Stirn war von geschwollenen Adern zerrissen wie von Zornesblitzen.

„Sie hassen mich," fuhr er fort, „und Sie würden mich verachten, wenn ich nicht der Stärkere wäre ... Ja, das bin ich, zum Teufel, ich habe das Herz auf dem rechten Fleck, während Sie das Ihre wohl meistens in den Hosen haben, und ich würde Sie in die Pfanne hauen mitsamt Ihrem ‚Geist und Wort', Sie hinterlistiger Idiot, wenn

das nicht verboten wäre. Aber damit ist nicht gesagt, mein Lieber, daß ich mir Ihre Zumutungen so ohne weiteres gefallen lasse, und wenn ich das mit dem „ordinären Namen" zu Haus meinem Anwalt zeige, so wollen wir sehen, ob Sie nicht Ihr blaues Wunder erleben. Mein Name ist gut, mein Herr, und zwar durch mein Verdienst. Ob Ihnen jemand auf den Ihren auch nur einen Silbergroschen borgt, diese Frage mögen Sie mit sich selbst erörtern, Sie hergelaufener Bummler! Gegen Sie muß man gesetzlich vorgehen! Sie sind gemeingefährlich! Sie machen die Leute verrückt! ... Obgleich Sie sich nicht einzubilden brauchen, daß es Ihnen diesmal gelungen ist, Sie heimtückischer Patron! Von Individuen, wie Sie eins sind, lasse ich mich denn doch nicht aus dem Felde schlagen. Ich habe das Herz auf dem rechten Fleck ...."

Herr Klöterjahn war nun wirklich äußerst erregt. Er schrie und sagte wiederholt, daß er das Herz auf dem rechten Flecke habe.

„‚Sie sangen.' Punkt. Und nirgends auch bloß, daß es nicht drei Punkte sind. Sie sangen garnicht! Sie strickten. Außerdem sprachen sie, soviel ich verstanden habe, von einem Rezept für Kartoffelpuffer, und wenn ich das mit dem ‚Verfall' und der ‚Auflösung' meinem Schwiegervater sage, so belangt er Sie gerichtlich von rechtswegen, da können Sie sicher sein! ... Sahen Sie das Bild, sahen Sie es? Natürlich sah ich es, aber ich begreife nicht, warum ich deshalb den Atem anhalten und davonlaufen sollte. Ich schiele den Weibern nicht am Gesicht vorbei, ich sehe sie mir an, und wenn sie mir gefallen, und wenn sie mich wollen, so nehme ich sie mir. Ich habe das Herz auf dem rechten Fl ..."

Es pochte. — Es pochte gleich neun oder zehn mal ganz rasch hintereinander an die Stubentür, ein kleines, heftiges, ängstliches Wirbel, das Herrn Klöterjahn verstummen machte, und eine Stimme, die gar keinen Halt hatte, sondern vor Bedrängnis fortwährend aus den Fugen ging, sagte in größter Hast:

„Herr Klöterjahn, Herr Klöterjahn, ach, ist Herr Klöterjahn da?"

„Draußen bleiben", sagte Herr Klöterjahn unwirsch ... „Was ist. Ich habe hier zu reden."

„Herr Klöterjahn", sagte die schwankende und sich brechende Stimme, „Sie müssen kommen ... auch die Ärzte sind da ... Oh, es ist so entsetzlich traurig ..."

Da war er mit einem Schritt an der Thür und riß sie auf. Die Räthin Spatz stand draußen. Sie hielt ihr Schnupftuch vor den Mund, und große, längliche Thränen rollten paarweise in dieses Tuch hinein.

„Herr Klöterjahn", brachte sie hervor ... „es ist so entsetzlich traurig ... Sie hat so viel Blut aufgebracht, so fürchterlich viel ... Sie saß ganz ruhig im Bette und summte ein Stückchen Musik vor sich hin, und da kam es, lieber Gott, so übermäßig viel ..."
~~[illegible]~~

„Ist sie tot?!" schrie Herr Klöterjahn ... Dabei packte er die Räthin am Oberarm und zog sie auf der Schwelle hin und her. „Nein, nicht ganz, wie? Noch nicht ganz, sie kann mich noch sehen ... Hat sie wieder ein bißchen Blut aufgebracht? Aus der Lunge, wie? Ich gebe zu, daß es vielleicht aus der Lunge kommt ... Gabriele!" sagte er plötzlich, indem die Augen ihm übergingen, und man sah, wie ein warmes, gutes, menschliches und redliches Gefühl aus ihm hervorbrach. „Ja, ich komme!" sagte er und mit langen Schritten schleppte er die Räthin aus dem Zimmer hinaus und über den Korridor davon. Von einem entlegenen Theile des Wandelganges her vernahm man noch immer sein rasch sich entfernendes „Nicht ganz, wie? ... Aus der Lunge, was? ..."

12.

Herr Spinell stand auf dem Fleck, wo er während Herrn Klöterjahns so jäh unterbrochener Visite gestanden hatte, und blickte auf die offene Thür. Endlich that er ein paar Schritte vorwärts und horchte ins Weite. Aber Alles war still, und so schloß er die Thür und kehrte ins Zimmer zurück. ~~[illegible]~~

Eine Weile betrachtete er sich im Spiegel. Hierauf ging er zum Schreibtisch, holte ein kleines Flacon und ein Gläschen aus einem Fache hervor und nahm einen

Cognac zu sich, was keine Kunst ihm verdenken konnte. Dann streckte er sich auf dem Sofa aus und schloß die Augen.

Die obere Klappe des Fensters stand offen. Draußen im Garten von „Einfried" zwitscherten die Vögel, und in diesen kleinen, zarten und kecken Lauten lag fein und durchdringend der ganze Frühling ausgedrückt. Einmal sagte Herr Spinell leise vor sich hin: „Unausbleiblicher Beruf..." Dann bewegte er den Kopf hin und her und zog die Luft durch die Zähne ein, wie bei einem heftigen Nervenschmerz.

Es war unmöglich, zur Ruhe und Sammlung zu gelangen. Man ist nicht geschaffen für so plumpe Erlebnisse wie dieses da! — Durch einen seelischen Vorgang, dessen Analyse zu weit führen würde, gelangte Herr Spinell zu dem Entschlusse, sich zu erheben und sich ein wenig Bewegung zu machen, sich ein wenig im Freien zu ergehen. So nahm er den Hut und verließ das Zimmer.

Als er aus dem Hause trat und die milde, würzige Luft ihn umfing, wandte er das Haupt und ließ seine Augen langsam an dem Gebäude empor bis zu einem der Fenster gleiten, einem verhängten Fenster, an dem sein Blick eine Weile ernst, fest und dunkel haftete. Dann legte er die Hände auf den Rücken und schritt über die Kieswege dahin. Er schritt in tiefem Sinnen.

Noch waren die Beete mit Matten bedeckt, und Bäume und Sträucher waren noch nackt; aber der Schnee war fort, und die Wege zeigten nur hie und da noch feuchte Spuren. Der weite Garten mit seinen Grotten, Laubengängen und kleinen Pavillons lag in prächtig farbiger Nachmittagsbeleuchtung, mit kräftigen Schatten und sattem, goldigem Licht, und das dunkle Geäst der Bäume stand scharf und zart gegliedert gegen den hellen Himmel.

Es war um die Stunde, da die Sonne Gestalt annimmt, da die formlose Lichtmasse zur sichtbar sinkenden Scheibe wird, deren sattere, mildere Glut das Auge duldet. Herr Spinell sah die Sonne nicht; sein Weg führte ihn so, daß sie ihm verdeckt und verborgen war. Er ging gesenkten Hauptes

und summte ein Stückchen Musik vor sich hin, ein kurzes Gebild, eine bang und klagend aufwärts steigende ~~[illegible]~~ Figur, das Sehnsuchtsmotiv ... Plötzlich aber, mit einem Ruck, einem kurzen, krampfhaften Aufatmen, blieb er gefesselt stehen, und unter heftig zusammengezogenen Brauen starrten seine erweiterten Augen mit dem Ausdruck entsetzter Abwehr geradeaus ...

Der Weg wandte sich; er führte der sinkenden Sonne entgegen. Durchzogen von zwei schmalen, erleuchteten Wolkenstreifen mit vergoldeten Rändern, stand sie groß und schräg am Himmel, ~~[illegible]~~ setzte die Wipfel der Bäume in Glut und goß ihren gelbrötlichen Glanz über den Garten hin. Und inmitten dieser goldigen Verklärung, die gewaltige Gloriole der Sonnenscheibe zu Häupten, stand hoch aufgerichtet im Wege eine üppige, ganz in Rot, Gold und Schottisch gekleidete Person, die ihre Rechte in die schwellende Hüfte stemmte und mit der Linken ein grazil geformtes Wägelchen leicht vor sich hin und her bewegte. In diesem Wägelchen aber saß das Kind, saß Anton Klöterjahn der Jüngere, saß Gabriele Eckhofs dicker Sohn!

Er saß, bekleidet mit einer weißen Flausjacke und einem großen weißen Hut, pausbäckig, prächtig und wohlgeraten in den Kissen, und sein Blick begegnete lustig und unbeirrbar demjenigen Herrn Spinells. Der Romancier war im Begriffe, sich aufzuraffen, er war ein Mann, er hätte die Kraft besessen, an dieser unerwarteten, im Glanz getauchten Erscheinung vorüber zu schreiten und seinen Spaziergang fortzusetzen. Da aber geschah das Gräßliche, daß Anton Klöterjahn zu lachen und zu jubeln begann, er kreischte vor ~~[illegible]~~ unerklärlicher Lust, es konnte einem unheimlich zu Sinne werden.

Gott weiß, was ihn anfocht, ob die schwarze Gestalt ihm gegenüber ihn in diese wilde Heiterkeit versetzte oder was für ein Anfall von animalischem Wohlbefinden ihn packte. Er hielt in der einen Hand einen knöchernen Beißring und in der anderen eine blecherne Klapperbüchse. Diese beiden Gegenstände reckte er jauchzend ~~[illegible]~~ in den Sonnenschein empor, schüttelte sie und schlug sie zusammen, als wollte er jemanden spottend verscheuchen. Seine Augen waren beinahe geschlossen vor Vergnügen,

und sein Mund war so klaffend aufgerissen, daß man seinen ganzen rosigen Gaumen sah. Er warf sogar seinen Kopf hin und her, indeß er jauchzte.

Da machte Herr Spinell kehrt und ging von dannen. Er ging, gefolgt von dem Jubilieren des kleinen Klöterjahn, mit einer gewissen behutsamen und steif-graziösen Armhaltung über den Kies, mit den gewaltsam zögernden Schritten jemandes, der verbergen will, daß er innerlich davonläuft.

Verzeichnis der Werke

(sämtlich im Verlage von S. Fischer, Berlin)

1. Der kleine Herr Friedemann. Novellen 1898.
2. Buddenbrooks. Verfall einer Familie. 1902.
3. Tristan. Novellen 1903.
4. Fiorenza. Drei Akte 1906.
5. Königliche Hoheit. Roman 1909.
6. Der Tod in Venedig. Novelle 1913.
7. Tonio Kröger. Novelle. Illustriert von Erich M. Simon. 1914.
8. Das Wunderkind. Novellen 1914.
9. Friedrich und die große Koalition. 1915.
10. Betrachtungen eines Unpolitischen. 1919.
11. Herr und Hund. Gesang vom Kindchen. Zwei Idyllen 1919.
12. In Vorbereitung: Gesammelte Aufsätze (darin auch „Bilse und ich" 1910).

